

## *Liebe Perry-Rhodan-Freunde,*

in dieser Woche ist wieder der Humor an der Reihe. Die Karikaturisten, die für ihre Beiträge ein Witzraketenhonorar von je 30,- (dreißig) DM erhalten, sind

Stefan Manske, Brucknerstr. 3, 4005 Meerbusch 1

Werner Bück, Mtttelgasse 20, 7181 Wallh. Hengstfeld

Jens Lenk, Bellerslohstr. 5, 5810 Witten

Die SYZZEL - Taurecs eigentliches Gefährt - diente als Vorbild  
für neue terranische Luxusyachten!

Bis in einer Woche!

Euer **W. Voltz**

Nr. 901

# Die Zweidenker

von **ERNST VLCEK**

In der Galaxis Algstogermahrt, dem gegenwärtigen Aufenthaltsort der SOL und der BASIS, sind die meisten Besatzungsmitglieder der beiden Raumgiganten zum Warten verurteilt — zum Warten auf die Rückkehr Perry Rhodans und seines SOOköpfigen Einsatzkommandos.

Jetzt, gegen Ende November des Jahres 3586, halten sich Perry Rhodan und seine Leute schon seit geraumer Zeit in der PAN-THAU-RA auf, dem zweckentfremdeten Sporenschiff des ehemaligen Mächtigen Bardioc.

Es ist den Terranern inzwischen nach schweren Kämpfen mit den Ansken und anderen Wesen gelungen, zur Zentrale der PAN-THAU-RA vorzustoßen — wobei selbst der „Orkan im Hyperraum“ sie nicht nennenswert hindern konnte.

Perry Rhodan und seine Leute haben somit die Aufgabe erfüllt, die das LARD ihnen gestellt Hat. Und damit war es für sie auch an der Zeit, die Geschichte des LARD, das niemand anderes als der Roboter Laire ist, zu erfahren.

Doch zurück zum Geschehen im Solsystem, wo es zunehmende Schwierigkeiten zwischen den Menschen und den auf der Suche nach dem „Auge“ ins Solsystem eingedrungenen Loowern gibt.

Die Schwierigkeiten resultieren vorwiegend aus der verschiedenartigen Denkweise der beiden Völker. Die Menschen zu verstehen, erweist sich als nahezu unmöglich für DIE ZWEIDENKER ...

*PERRY RHODAN*

*Goran-Vran: 2.11.-6.11.3586*

1.

Die Neunturmanlage auf dem Mars war seit zwei Tagen fertiggestellt, aber Sie *sah* aus, als stünde sie schon seit urdenklichen Zeiten hier.

Jeder der neun runden Türme besaß in der Basis einen Durchmesser von hundert Metern, doch waren sie unterschiedlich

hoch und so erschaffen,  
als seien sie durch natürliche Verfallserscheinungen in Trümmer gesunken.

Die Anlage

der Loower fügte  
sich homogen in  
das Landschaftsbild  
des Mars. Die  
Dünen ringsum  
und die, Sandanhäufungen  
am Fuß  
der Türme erweckten,  
den Eindruck von natürlichen  
Verwehungen. Wenn es überhaupt  
etwas gab, das einem aufmerksamen  
Beobachter seltsam vorgekommen  
wäre, dann war es der  
Umstand, daß alle Trümmer in den  
Innenhof der in einem gleichschenkeligen  
Neuneck errichteten Türme  
gefallen waren.

Der Südturm schien noch am besten  
erhalten und ragte sechshundert  
Meter hoch in den Marshimmsl.  
In ihm befanden sich auch die wichtigsten  
Geräte und Maschinen, und  
hier war auch die Stube des Türmers.  
Die gewaltigen Arbeitsmaschinen  
und jene Raumschiffe, die für den  
Bau der Neunturmanlage eingesetzt  
worden waren, waren längst schon  
wieder abgezogen worden. Selbst die  
THAMID, der Kegelraumer mit dem  
abgesprengten Bug, in dem die  
Turmbaumannschaft gewohnt hatte,  
war so weit nach Norden versetzt  
worden, daß man sie von der höchsten  
Spitze des Südturmes gerade  
noch sehen konnte. Dieses abgewrackte  
Raumschiff, das einst den  
stolzen Namen „Haupthaus der großen  
Söhne“ geführt hatte, machte einen  
verlassenen Eindruck und  
schien als Denkmal  
an das Schicksal  
der Loower von  
Alkyra-II zu gemahnen.  
Hergo-Zovran  
saß in der Türmerstube  
des Südturms  
und betrachtete  
in Gedanken  
versunken  
den Monitor, auf  
dem die abgelegene  
THAMID zu sehen  
war. Ihr Anblick

erweckte  
seltsame Erinnerungen in seinem  
Ordinärbewußtsein und ließ auch  
Assoziationen aufkommen, die nicht  
gerade entelechisch waren.  
Unwillkürlich verglich er sein  
Schicksal mit dem von Gleniß-Gem,  
dem Türmer von Alkyra-II.  
Gleniß-Gem hatte mit seiner  
Mannschaft vor einigen Generationen  
die Neunturmanlage auf Alkyra-  
II besetzt, um auf *den Impuls* von  
*dem Auge* zu warten. Als schließlich  
dieses Peilsignal verspätet eintraf,  
hatte es sich herausgestellt, daß das  
Sonnensystem, in dem das Auge versteckt  
war, durch ein Volk von wahren  
Evolutionsstürmern beherrscht  
wurde.

Diese Wesen nannten sich Menschen  
oder Terraner und schienen

6

**Die Hauptpersonen des Romans:**

**Hergo-Zovran** — Der Kommandant der  
Loower läßt eine terranische- Familie  
entführen.

**Hamam, Aldina, Kerinnja und Baya** —  
Terraner in der Gewalt der Loower

**Goran-Vran** — Ein Loower m der Gewalt  
der Terraner

**Ronald Tekener und Jennifer Thyron** —

Der Smiler und seine Frau auf den  
Spuren der Entelechie

**Boyt Margor** — Der Gaa-Mutant baut  
seine Hyperklausen aus

**Die Zweidenker**

von Unbekannten als Wächter für  
das Auge eingesetzt worden zu sein.  
Da die Wiederbeschaffung des für  
die Loower existenzbestimmenden  
Auges offenbar Gleniß-Gem überforderte,  
war er von Hergo-Zovran  
abgelöst worden.

Dies war ein durchaus üblicher  
Vorgang und der der loowerischen  
Entelechie gemäß einzig zielführende  
Weg: Wenn ein Türmer versagte  
dann übernahm ein anderer seine  
Aufgaben. Es gab aber auch eine  
psychologische Seite, und diese ging  
Hergo-Zovran in diesem Augenblick  
durch sein Ordinärbewußtsein.

Durch die Enthebung von seinen  
Aufgaben war Gleniß-Gem seines  
Lebensinhalts beraubt, er hatte kein  
Ziel mehr, für das es sich zu leben  
lohnte, und war zum Sterben verurteilt.  
In diesem Zusammenhang fragte  
sich Hergo-Zovran, ob er nicht früher

oder später vielleicht den gleichen  
Weg wie der Türmer von Alkyra-  
II gehen müßte.

Auch er hatte bisher versagt. Die  
Terraner leugneten hartnäckig, etwas  
über die Bedeutung des Auges  
zu wissen. Sie bestritten, eine Wächterfunktion  
innezuhaben und behaupteten  
sogar, daß ihnen überhaupt  
nichts an dem Auge liege. Ja,  
sie erklärten sich sogar dazu bereit,  
das Objekt des loowerischen Interesses  
freiwillig herauszugeben, wenn  
sie seiner habhaft würden.

Das war das Widersprüchliche in  
ihrem auch sonst recht eigenwilligen  
Verhalten. Nach anfänglichem  
Leugnen gaben sie nun zu, daß das  
Auge im Besitz von einem der Ihren  
war, sie sich jedoch außerstande sähen,  
den Einzelgänger zur Rückgabe  
zu bewegen.

Hergo-Zovran wußte nicht, was er  
von dieser geradezu schizoiden Aussage  
zu halten hatte.

Einsteils erweckten die Terraner  
den Eindruck von Glaubwürdigkeit  
und bekundeten ihren guten Willen  
zur Zusammenarbeit. Im gleichen  
Atemzug stellten sie jedoch die Behauptung  
auf, daß der Wille des ganzen  
Volkes von einem einzelnen sabotiert  
wurde.

Dabei waren die Terraner monoid  
denkende Lebewesen mit nur einem  
einzigem Bewußtsein. Hätten sie, wie  
die Loower, ein Tiefen- und ein Ordinärbewußtsein  
besessen, dann wäre  
ihr Verhalten noch leichter zu erklären  
gewesen. Man hätte dann annehmen  
können, daß sie ihre wahren  
Absichten in ihrem Tiefenbewußtsein  
verbargen, während sie oberbewußtseinsmäßig  
den falschen Anschein  
von Kooperation erweckten.

Auf seinen Reisen durch das Universum  
hatte Hergo-Zovran mit vielen  
Völkern Kontakt gehabt, die wie  
die Terraner monoid veranlagt waren  
und ebenfalls eine Denkweise  
praktizierten, die weit entfernt von  
loowerischer Entelechie war. Doch  
solche Diskrepanzen wie mit den

Terranern hatten sich nie ergeben, es hatte sich immer ein Weg zur Einigung gefunden.

Mit den Terranern war das jedoch anders. Obwohl sie sich friedlich und entgegenkommend gaben, zeigten sich Verständigungsschwierigkeiten, und die Kluft zwischen den beiden Völkern wurde von Intervall zu Intervall größer.

Vielleicht lag dies aber nicht nur an den Terranern. Hergo-Zovran wollte einen Teil der Schuld auch bei seinem Volk suchen. So wenig wie die Terraner die Loower verstanden, so wenig konnten die Loower sich in deren Mentalität hineindenken.

Daß man mit den anderen Völkern

7

**8 PERRY RHODAN**

monoider Denker weniger Schwierigkeiten gehabt hatte, war sicherlich auch darauf zurückzuführen, daß man sich mit ihnen nicht so eingehend hatte auseinandersetzen müssen.

Die Terraner aber besaßen das Auge, das der Schlüssel für eine Materiequelle war. Und dieses Auge war für die Loower der Inbegriff ihres Seins.

Als die Loower dieses Auge vor Jahrmillionen an Sich gebracht hatten, da war ihnen noch nicht bekannt, zu welcher Materiequelle es der Schlüssel war. Nun hatte der Quellmeister Pankha-Skrin vor einigen Generationen die richtige Materiequelle gefunden, so daß sich die Loower daranmachen konnten, das Auge aus dem Versteck auf Terra zu holen, wo sie es hinterlegt hatten, als diese Welt noch ohne intelligentes Leben war.

Und nun lebten hier plötzlich Menschen und verhinderten die Wiederbeschaffung des Auges.

Das war Hergo-Zovrans Problem! Er war mit einer Flotte von 18 000 Raumschiffen und einer Besatzung von zwei Millionen in das Solssystem eingerückt. Das war eine Streitmacht, mit der er die Terraner spielend hätte hinwegfegen können.

Aber abgesehen davon, daß er Gewalt verabscheute, hätte ihn eine solche Macht demonstration auch nicht in den Besitz des Auges gebracht. Hergo-Zovran baute auf den entelechnischen Grundsatz, daß sich immer ein Weg zu einer gütlichen Einigung fand. Aber er wußte, daß dies ein langwieriger Prozeß sein konnte. Darum ließ er die Neunturmanlage auf dem Mars bauen. Sein Volk hatte Jahrmillionen auf diesen Augenblick gewartet, nun würde auch er sich, so knapp vor dem Ziel, in Geduld üben müssen.

Seine größte Befürchtung war, daß höhere Instanzen seine Geduld als Unfähigkeit auslegen könnten und er durch einen anderen Türmer abgelöst wurde.

Es gab aber noch eine zweite Möglichkeit, die ihm noch größeres Unbehagen bereitete. Er fürchtete, daß der Quellmeister Pankha-Skrin im Solsystem eintreffen könnte, bevor er in der Lage war, ihm das Auge zu überreichen.

Eine solche Schmach hätte Hergo-Zovrari nicht ertragen.

Der Türmer vom Mars sah, daß es Zeit war, den nächsten Impuls abzustrahlen.

Wieder einmal war ein Intervall verstrichen; ohne daß er seinem Ziel nähergerückt wäre.

Hergo-Zovran erlebte diesmal den Augenblick, da der sechsdimensionale Impuls in die relative Grenzenlosigkeit des Universums hinausging, in dem Bewußtsein mit, daß er eine modifizierte Botschaft für den fündigen Quellmeister Pankha-Skrin zum Inhalt hatte.

Der Impuls rief den Quellmeister ins Solsystem. Er sollte ihm den Weg zum Auge weisen und ihn durch das unendliche Gewirr aus Sonnenfeuer und Sternenstaub lotsen.

Und die Botschaft besagte: *Hier ist das Auge, komm und nimm den Schlüssel für deine Materiequelle entgegen, Pankha-Skrin!*

Aber wenn der Quellmeister heute oder morgen eintraf, dann würde Hergo-Zovran ihm das Auge nicht

präsentieren können.

Um die Entwicklung zu beschleunigen,  
hatte Hergo-Zovran in der  
Türmerstube eine Konferenz mit  
seinen fähigsten Untergebenen einberufen.  
Wenige Augenblicke nach Ende  
Die Zweidenker

der Funkbotschaft trafen seine drei

Stellvertreter Fanzan-Pran, Opier-  
Warnd und Mank-Beram mit einer  
Abordnung von Philosophen und  
Psychologen ein.

„Pankha-Skrin kann schon bald  
hier eintreffen und die Übergabe des  
Auges verlangen“, eröffnete Hergo-  
Zovran das Gespräch. „Dann müssen  
wir in der Lage sein, den Schlüssel  
zur Materiequelle seiner Bestimmung  
zu übergeben. Da die Verhandlungen  
mit den Terranern zu

nichts geführt haben und auch ein  
Besuch auf dem dritten Planeten  
nicht zielführend war, habe ich beschlossen,  
massiv gegen die Menschen

vorzugehen. Ich hatte ursprünglich  
vor, in allen wichtigen  
Städten der Erde Truppen zu stationieren,  
um die Menschen unter  
Kontrolle zu halten. Auf Betreiben  
von Fanzan-Pran entschied ich mich  
jedoch zu dieser Konferenz, um mit  
den Wissenschaftlern Alternativvorschläge  
zu erörtern.“

Der Türmer beendete seine Ansprache,  
indem er seine Sprechblase  
lautlos in sich zusammenfallen ließ.

Durch einige Flügelschläge seiner  
Stummelschwingen in Fänzan-  
Prans Richtung übergab er diesem  
das Wort.

Fanzan-Pran war einer der drei  
Stellvertreter des Türmers. Er hatte  
die auf Alkyra-II stationierten  
Raumschiffe mobilisiert und war  
Gönner des jungen Goran-Vran gewesen,  
der beim Turmbau auf dem  
Mars durch tragische Umstände die  
Fähigkeit des entelechischen Denkens  
verloren hatte.

Fanzan-Pran war aber auch jener  
Stellvertreter, der am vehementesten  
für eine gemäßigte Linie im Umgang

mit den Terranern eintrat.  
Mank-Beram plädierte dagegen für  
eine rigorose Lösung, aber glücklicherweise  
hatte Hergo-Zovran ihm  
bisher kein Gehör geschenkt.  
Opier-Warnd dagegen stand zwischen  
ihnen, er versuchte, einen goldenen  
Mittelweg zu finden.  
„So lebensnotwendig die Beschaffung  
des Auges für unser Volk auch  
ist“, begann Fanzan-Pran, „wir dürfen  
nicht die entelechischen Grundregeln  
vergessen, per Gedanke, ein  
anderes Volk durch Anwendung von  
Gewalt in unserem Sinn zu beeinflussen  
und es zu einem Verhalten  
wider seine Natur zu zwingen, muß  
jeden Loower zutiefst erschrecken.  
Wir sind den Terranern technisch  
und geistig weit überlegen, also dürfen  
wir nicht sie für diese Situation  
verantwortlich machen, sondern  
sollten zuerst einmal überlegen, ob  
nicht wir Fehler gemacht haben. Die  
Wissenschaftler haben den Vorschlag  
unterbreitet, daß wir die Terraner  
zuerst einmal besser verstehen  
lernen müssen, um mit ihnen umgehen  
zu können. Ich hielte das für eine  
sehr gute Basis. Wenn wir als Zweidenker  
das Verhalten der Terraner  
nicht begreifen, wie können wir  
dann von diesen niederwertigeren  
Wesen verlangen, daß sie Verständnis  
für uns aufbringen?“  
„Das ist ein durchaus entelechischer  
Gedanke“, warf Mank-Beram  
ein. „Nur ist es gar nicht unser Anliegen,  
die Menschen kennenzulernen.  
Wir wollen von ihnen haben, was uns  
gehört. Sonst haben wir mit ihnen  
nichts zu schaffen. Und wir sollten  
das Auge rasch an uns bringen. Denn  
die Behauptung der Terraner, daß  
sie nicht die Funktion eines Wächtervolkes  
haben, das das Auge bewachen  
soll, wurde durch nichts bewie-

9

10 PERRY RHODAN  
sen. Wenn sie aber von einer kosmischen  
Macht, vielleicht sogar von den  
*Mächtigen*, dazu bestimmt wurden,

das Auge zu behüten, dann könnte  
der Konflikt bald eine größere Dimension  
annehmen, und wir sähen  
uns unüberwindbaren Schwierigkeiten  
gegenüber."

„Selbst das wäre kein Grund, in  
Panik zu geraten“, sagte Opier-  
Warnd. „Wie Fanzan-Pran ganz  
richtig sagt, sind wir als höherentwickelte  
Wesen verpflichtet, die  
Mentalität der Terraner zu ergründen.  
Und in diesem Zusammenhang  
müßten wir auch ihre Schuld beweisen.

Aber keineswegs dürfen wir  
aufgrund unhaltbarer Mutmaßungen  
das Schicksal eines Intelligenzvolks  
aufs Spiel setzen. Es gibt einen  
gangbaren Weg, der nicht so aufwendig  
ist wie eine militärische Aktion  
und auch nicht zeitraubender.

Die Xenophilosophen und nonentelechischen  
Psychologen wissen, wie  
man das unbekannte Wesen Mensch  
erforschen kann. Wir müssen den  
Menschen entgegenkommen. Dabei  
brauchen wir gar nicht zu ihnen hinabzusteigen,  
sondern können sie auf  
unsere Geistesebene heraufholen.“

Mit den letzten Worten hatte  
Opier-Warnd Hergo-Zovrans Interesse  
geweckt. Erwartungsvoll sah  
der Türmer den Wissenschaftlern  
entgegen und schenkte jenem seine  
volle Aufmerksamkeit, der als ihr  
Sprecher auftrat.-

Lank-Grohan war ein Psychologe,  
der sich der Verhaltensforschung  
artfremder Intelligenzwesen verschrieben  
hatte. Er widmete sich dieser  
Beschäftigung mit unglaublichem  
Eifer. Ihm waren Erkenntnisse  
über Fremdintelligenzen wichtiger  
als die Entelechie, das Schicksal anderer  
Völker fasizierte ihn mehr als  
die Bestimmung seines eigenen Volkes.  
Gemessen an seinen Fähigkeiten  
und geistigen Qualitäten hätte er es  
längst schon zum Türmer oder gar  
zum Quellmeister bringen können.  
Doch verhinderte er selbst eine Berufung  
in ein solches Amt durch seine  
Einstellung.

Dennoch hätte man nicht sagen  
können, daß er sich der loownerischen

Entelechie entfremdet hätte. Auf seine Art war er ein Phänomen, denn es war ihm gelungen, einen Kompromiß zwischen Individualität und Kollektivbewußtsein zu schließen.

Seine Lebenseinstellung war so weit entelechisch, daß er in der Lage war, seinen Alterungsprozeß wie ein Quellmeister hinauszögern.

Lank-Grohan war der Prototyp des loowerischen Fremdpsychologen schlechthin. Aber nicht einmal ihm war es bisher gelungen, die rätselhafte Psyche und die Mentalität der Terraner zu ergründen.

„Entelechie ist erlernbar!“ Mit dieser provozierenden Feststellung erregte Lank-Grohan sofort die Aufmerksamkeit der Anwesenden. Aller Augen wandten sich in Richtung des Türmers, aber da Hergo-Zovran keinen Einwand vorbrachte, widersprachen auch die anderen dem Psychologen nicht. Lank-Grohan fuhr fort:

„Ich will damit sagen, daß es möglich sein müßte, Fremdwesen wie den Terranern die Grundbegriffe unserer entelechischen Denkweise beizubringen. Es wäre sogar möglich, einen neugeborenen Terraner so zu erziehen, daß er sich als Loower fühlt. Er würde deswegen nicht auf zwei Bewußtseinsebenen denken können und könnte nie die ererbten Anlagen eines Loowers erlangen. Aber ein entelechisch erzogener Terraner würde uns verstehen können.

Leider bleibt uns nicht die Zeit für *Die Zweidenker* 11 ein solches Vorgehen. Aber es muß nicht unbedingt ein frischer, unverdorbener Geist sein, an dem ich meine Behauptung beweisen kann. Ich rechne auch bei älteren Terranern mit einer gewissen Erfolgsquote. Ich könnte ihnen zumindest die Grundbegriffe des entelechischen Denkens beibringen. Wie stellst du dich zu diesem Vorschlag, Türmer?“

„So wünschenswert es ist, daß es zu einer Annäherung der Standpunkte kommt, ich sehe doch gewisse Gefahren bei einem solchen Vorgehen“, erwiderte der Türmer. „Bisher waren

wir immer sorgsam darauf bedacht,  
unsere Fähigkeit des Zweidenkens  
Fremdwesen gegenüber zu  
verbergen. Das war unser bester  
Schutz. Nun bin ich bei der ersten  
Kontaktaufnahme schon soweit gegangen,  
die Terraner auf unsere entelechische  
Denkweise hinzuweisen,  
was ich als großes, gewagtes Entgegenkommen  
erachte. Aber wenn wir  
den Terranern -nun unsere Philosophie  
rückhaltlos offenbaren, geben  
wir uns damit eine arge Blöße."  
„Dein Ansinnen ist ungeheuerlich,  
Lank!" rief Mank-Beram aus, der die  
Bedenken des Türmers sofort für  
sich ausnutzen wollte. „Damit geben  
wir den Terranern die Möglichkeit,  
uns mit den eigenen Waffen zu  
schlagen. Es kommt nicht von ungefähr,  
daß wir Loower eine angeborene  
Hemmung haben, die es uns nicht  
erlaubt, Probleme, die uns in unserem  
Tiefenbewußtsein beschäftigen,  
Fremdwesen gegenüber zu erörtern.  
Und es hat seine Richtigkeit, daß  
man erst die Reife eines Türmers erreichen  
muß, um diese Hemmung zu  
überwinden. Du mußt entartet sein,  
um einen solchen Vorschlag unterbreiten  
zu können. Für mich klingt  
das wie ein Verrat an unserem Volk."  
„Was für lächerliche Phrasen", erwiederte  
Lank-Grohan. „Ich denke  
gar nicht daran, dem ganzen Volk  
der Terraner unsere Philosophie zu  
offenbaren, obwohl nicht einmal eine  
solche Generalaufklärung unserem  
Volk schaden könnte. Ich beabsichtige  
vielmehr, eine kleine Gruppe  
von Terranern in diese Neunturmanlage  
zu holen und sie mit den  
wichtigsten Elementen der Entelechie  
vertraut zu machen. Es kommt  
meinem Plan entgegen, daß die Menschen  
in kleineren Verbänden zusammenleben.  
Das Verschwinden einer  
einzelnen Familie würde bestimmt  
nicht mit uns in Zusammenhang  
gebracht werden Und unter der  
terraniischen Bevölkerung kein Aufsehen  
erregen. Eine solche Familie  
ist für diesen Versuch auch deshalb  
besonders geeignet, da ihr Vertreter  
verschiedener Altersgruppen angehören,

die auf die Tests unterschiedlich reagieren werden. Und schließlich wird sich eine solche Familie besser akklimatisieren können als eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von Terranern."

„Du versuchst, uns mit solchen Belanglosigkeiten nur von der eigentlichen Problematik abzulenken, Lank!" rief Mark-Beram dazwischen.

„Aber du kannst die Tatsache nicht verwischen, daß du den Angehörigen eines Fremdvolks unser sorgsamst gehütetes Geheimnis preisgeben willst. Und was erwartest du dir als Gegenleistung?"

„Ich erwarte mir eine bessere Völkerverständigung und im weiteren Sinne von Terranern Verständnis für unser Problem", antwortete der Psychologe. „Auf lange Sicht ist das der einzige zielführende Weg. Und nur wenn wir diese Kluft überbrücken und den Terranern begreiflich machen, was das Auge wirklich für uns bedeutet, nur dann können wir

12 *PERRY RHODAN*

erwarten, daß sie sich voll und ganz für die Rückerstattung des Auges einsetzen."

„Die Terraner sind Egoisten", sagte Mark-Beram. „Das habt ihr Forscher selbst erkannt. Und ichbezogene Wesen werden sich nur dann voll für eine Sache einsetzen, wenn es um ihre eigenen Interessen geht. Deshalb bleibe ich dabei, daß wir auf eine Rückerstattung des Auges nur dann hoffen können, wenn die Terraner ihre Sicherheit bedroht sehen."

„Und ich meine, daß es Angelegenheit des Türmers ist, eine Entscheidung zu treffen", sagte Hergo-Zovran.

Damit war die Diskussion beendet, und alle Anwesenden warteten gespannt auf sein Urteil.

Hergo-Zovran ließ sich nicht lange damit Zeit. Er hatte sich bereits entschieden.

Er war froh, daß Lank-Groham ihm eine Alternative anbot und er nicht gezwungen war, seine Drohung wahrzumachen, einschneidende Maßnahmen gegen die

Menschheit zu ergreifen.

„Lank-Grohan soll die Möglichkeit bekommen, seine Idee zu verwirklichen“, beschloß der Türmer. „Ich kann nur im Interesse unseres ganzen Volkes hoffen, daß die Terraner unser Vertrauen verdienen.“

Die Versammlung löste sich auf.

Nur Fanzan-Pran und Lank-Grohan blieben in der Türmerstube zurück.

„Gibt es etwas zu besprechen, was ihr den anderen verheimlichen wollt?“ fragte Hergo-Zovran mit leichtem Unmut. Geheimniskrämerei empfand der kollektiv denkende Türmer als Vertrauensbruch gegenüber den anderen Artgenossen, und sie war ihm deshalb ein Greuel.

„Lank und ich haben noch eine zweite Möglichkeit erdacht, wie Terraner und Loower einander näherkommen könnten“, sagte Fanzan-Pran. „Doch ist die Idee nicht ausgegoren genug, als daß wir sie zur Diskussion stellen möchten. Wir wollten vorher noch deine Meinung einholen, Türmer.“

„Dann laß hören.“

„Wenn wir Terraner entelechisch zu schulen versuchen, könnten wir parallel dazu ebenso gut auch einen Loower die menschliche Denkart erlernen lassen“, sagte Fanzan-Pran.

„Dieser umgekehrte Weg erscheint im ersten Moment noch schwieriger, aber ich glaube, ich kenne den richtigen Mann für eine solche Mission.“

„Und wer sollte das sein?“ wollte Hergo-Zovran wissen.

„Erinnere dich an Goran-Vran“, antwortete Fanzan-Pran. „Ich habe diesen jungen Loower von Alkyra-II zuerst zu meinem Stellvertreter gemacht und mußte ihn dann zur Turmbaumannschaft abstellen, als er ohne besondere Weisung die Bugkapsel der THAMID absprengte, in der die Duade untergebracht war. Durch diese Eigenmächtigkeit hat sich Goran-Vran selbst disqualifiziert. Während des Turmbaues verursachte er fast eine Katastrophe

und erlitt bei einer Explosion erhebliche Körperverletzungen. Dadurch verlor er die Fähigkeit des entelechischen Denkens und sieht seit diesem Tage dahin."

„Ich erinnere mich an Goran-Vran“, sagte Hergo-Zovran. „Und du meinst, durch den Verlust seiner Entelechie müßte er auch die Mentalität der Terraner besser verstehen können? Eigentlich gar kein so abwegiger Gedanke.“

„Dieser Meinung bin ich auch“, sagte Lank-Grohan. „Wir könnten Goran-Vran den Terranern zuspielen und auf diese Weise von ihm

Die Zweidenker 13  
wertvolle Hinweise über diese Evolutionsstürmer erhalten.“

„Und abgesehen davon, bekäme Goran-Vrans Leben wieder einen Sinn“, warf Fanzan-Pran ein.

„Ich bin nicht abgeneigt, dem Vorschlag zuzustimmen“, sagte der Türmer, der nichts unversucht lassen wollte, ein besseres Verständnis zwischen Terranern und Loowern zu erreichen.

„Aber zuerst möchte ich mich in einem Gespräch mit dem Verunglückten darüber informieren, wie es um ihn steht.“

2.

Ich war nicht überrascht, als der Türmer mich zu sich rief. Ganz im Gegenteil, ich hatte schon damit gerechnet.

Für meine Artgenossen war ich eine Art Monstrum, ein Fossil aus einer längst vergangenen Epoche. Ich konnte mich nicht mehr meines Tiefenbewußtseins bedienen, und ich erinnerte mich nicht einmal mehr daran, wie es war, wenn man auf zwei Bewußtseinsebenen zugleich dachte.

Wohlgemerkt, mein Zustand hatte mit Amnesie nichts zu tun. Ich hatte eine lückenlose Erinnerung an mein Leben vor dem Unfall, der mich die Entelechie gekostet hatte. Bei einer umfangreichen Testserie hatte ich Lank-Grohan bewiesen, daß ich mich noch an Geschehnisse aus meiner frühesten Kindheit auf Alkyra-

II erinnern konnte. Der Psychologe hingegen hatte aufgedeckt, daß ich nun alles aus einer anderen Perspektive sah.

Obwohl alle bemüht waren, mich meine Andersartigkeit nicht spüren zu lassen, erreichten sie mit ihrem grenzenlosen Mitleid gerade das Gegenteil.

Dabei brauchte ich ihr Mitgefühl gar nicht, denn ich hatte keinerlei Minderwertigkeitskomplexe.

Das Eigenartige an der Sache war, daß nicht ich mir verändert vorkam, sondern daß mir meine Artgenossen irgendwie fremd erschienen.

„Wie geht es dir, Goran?“ fragte mich der Türmer, als ich mit Fanzan-Pran in seine im Südturm untergebrachte Stube kam.

„Stube“ war eigentlich eine irreführende Bezeichnung. Tatsächlich handelte es sich um eine hochtechnisierte und aufwendig gestaltete Kommandozentrale, von der aus der Türmer praktisch den ganzen Planeten unter Kontrolle halten konnte.

Und von hier aus überwachte er auch die vollautomatische Funkanlage, die in regelmäßigen Intervallen sechsdimensionale Impulse aussandte.

Der Fremdpsychologe Lank-Grohan war ebenfalls anwesend, und mit ihm kam ich von allen meinen Artgenossen noch am besten zurecht. „Ich fühle mich ganz gut“, erwiderte ich höflich. „Aber ich kenne den Befund.“

„Du bist also über deinen Zustand unterrichtet, das ist gut“, sägte Hergo-Zovran. „Wie ich höre, scheinst du ganz gut damit fertig zu werden. Aber ich könnte mir vorstellen, daß dich das Leben in der Neunturmanlage nicht ausfüllt. Hast du Kontakt Schwierigkeiten?“ „Es ist eher umgekehrt, meine Artgenossen haben Verständigungs-

Schwierigkeiten mit mir“, erwiderte ich in dem Bewußtsein, daß diese Antwort dem Türmer zu nonentelechisch sein mußte, und das amüsierte mich. „Außer Lank kommt niemand mehr mit mir zurecht. Das stempelt mich zu einem Außenseiter, und ich komme mir wie ein Exote vor, der

14 PERRY RHODAN

sich nur noch für Versuchszwecke  
eignet."

„Ich kann deine Verbitterung verstehen,  
Goran, und nehme sie dir  
nicht übel“, sagte der Türmer milde.

„Ich habe für deine Situation Verständnis.  
Und vielleicht kann ich  
deinem Leben sogar einen neuen  
Sinn geben.“

Das war genau jener Ton, den ich  
nicht mehr ausstehen konnte. Deshalb  
erwiderte ich:

„Ich weiß, daß die Loower ein Leben  
ohne Entelechie als sinnlos  
erachten. Aber ich versichere dir,  
daß ich mir in keiner Weise unnütz  
vorkomme.“

„Jeder Loower braucht ein Ziel, für  
das er lebt“, sagte Hergo-Zovran.

„Unser Volk hat eine Bestimmung,  
die seine Existenz rechtfertigt. Hast  
du das vergessen, Goran?“

„Ich habe nichts vergessen“, antwortete  
ich. „Nur weiß ich mit gewissen  
Begriffen nichts mehr anzufangen.

Bestimmung, was ist das? Lebensziel  
und Volksbewußtsein - und  
Entelechie, das alles klingt für mich  
pathetisch und inhaltslos. Aber darüber  
habe ich mit Lank schon gesprochen.“

„Kannst du das auch mir näher erklären?“  
verlangte der Türmer.

„Warum nicht. Ich kenne die Zusammenhänge,  
die dazu geführt haben,  
daß wir ins Solsystem kamen“,  
sagte ich. „Ich weiß daß wir von den  
Terranern ein Objekt haben wollen,  
das wir als Auge bezeichnen und das  
der Schlüssel zu einer Materiequelle  
sein soll. Auf dieser Materiequelle, zu  
der der Schlüssel paßt, basiert angeblich  
unsere ganze Existenz. Aber  
gerade das kann ich mir nicht vorstellen.

Für mich sind das leere  
Phrasen. Wir sind Jahrmillionen ohne  
die Materiequelle und ohne das  
Auge ausgekommen. Und ich bin sicher,  
daß wir noch einmal Jahrmillionen  
ohne das Auge überdauern  
können. Meiner Meinung nach sind  
wir die ganze Zeit einem Phantom  
nachgejagt.“

„Es gibt das Auge, du kannst seine  
Existenz nicht verleugnen, Goran“,

sagte der Türmer. „Und es wurde von unseren Vorfahren auf dem dritten Planeten dieses Sonnensystems versteckt.“

„Ich will die Existenz des Auges gar nicht in Frage stellen“, erwiderte ich und hatte das Gefühl, daß wir aneinander vorbeiredeten. „Wenn ich sage, daß wir einem Phantom nachjagen, dann meine ich, daß der Wert des Auges maßlos überschätzt wird. Unser Volk kann auch ohne dieses Objekt existieren. Und so ähnlich wird es wahrscheinlich auch den Terranern ergehen.“

„Wenn man dich hört, könnte man meinen, daß du die Terraner besser verstehst als dein eigenes Volk“, sagte Hergo-Zovran.

„Meine Worte müssen dir ketzerisch erscheinen, aber du wolltest meine Meinung hören“, entgegnete ich. „Und dazu stehe ich. Ebenso lächerlich wie die Jagd nach dem Auge finde ich die Angst vor *dem Feind*.

Wovor fürchten sich die Loower eigentlich?

Unsere Ahnen haben vor urdenklichen Zeiten gegen Wesen rebelliert, über die wir kaum mehr etwas wissen. Unser Volk hat damals das Auge seinem rechtmäßigen Besitzer entwendet und betrachtet es

seitdem als sein Eigentum. Ob das richtig ist oder nicht, sei dahingestellt.

Aber es ist unsinnig, nach einer so langen Zeitspanne noch Sanktionen zu befürchten. Wir sollten uns

endlich von den Fesseln dieses Irrglaubens

befreien und wieder vorwärts

streben. Denn durch diese

selbstauferlegten Beschränkungen

Die Zweidenker 15

stagniert unsere Entwicklung. Seit

den Tagen des legendären Saqueth-

Eeno gibt es kaum mehr neue Errungenschaften.

Der Glaube an die existenzbestimmende

Kraft des Auges

ist überholt, wir sollten umdenken,

und eine Philosophie entwickeln,

die...“

„Das genügt“, unterbrach der Türmer meinen Redeschwall.

Ich verstummte, obwohl ich noch viel zu sagen gehabt hätte. Aber

dann sah ich doch ein, daß es keinen Zweck hatte. Bestimmt verstand Hergo-Zovran nicht die Hälfte von dem, was ich sagte. Umgekehrt ginge es mir ähnlich.

„Ich habe vorhin in Aussicht gestellt, daß ich deinem Leben einen neuen Sinn geben könnte“, sagte Hergo-Zovran. „Und jetzt hast du mir gezeigt, daß du dich dafür vortrefflich eignest. Wenn es überhaupt einen Loower gibt, der die Terraner durchschauen könnte, dann bist du es. Es ist denkbar, daß du mit ihnen sogar zusammenleben könntest.“

„Du willst mich zu den Terranern schicken, Türmer?“ fragte ich irritiert „Soll ich verbannt werden?“

„Keineswegs“, erwiderte Hergo-Zovran. „Wir erkennen dich immer noch als einen von uns an, auch wenn du die Fähigkeit des entelechischen Denkens eingebüßt hast. Aber gerade deswegen würdest du dich als unser Gesandter bei den Terranern besonders eignen. Allerdings dürfen sie nicht erfahren, welchen Auftrag du hast.“

Jetzt verstand ich.

„Ich soll also bei den Terranern für euch spionieren!“

„Was du so abwertest, soll zum Wohle *deines* Volkes geschehen, Goran-Vran!“ sagte der Türmer mit Nachdruck. „Oder fühlst du dich nicht mehr als einer von uns?“

Diese Frage beschämte mich. In meinem blinden Eifer, den Türmer von meinen Ansichten zu überzeugen, war ich zu weit gegangen. Das bereute ich aufrichtig.

„Diese Aufgabe ehrt mich“, sagte ich und meinte es wirklich so. Ich stellte es mir recht reizvoll vor, unter Terranern zu leben und sie zu erforschen.

Vielleicht konnte ich wirklich Informationen beschaffen, die einem besseren Kennenlernen der terranischen Mentalität dienlich waren. Um meine Einstellung zu bekräftigen, fügte ich hinzu: „Ich werde mein Bestes geben, um meinem Volk zu helfen.“

Das versöhnte den Türmer wieder mit mir, und er machte einen zufriedenen

Eindruck.

„Ich hoffe, daß es eines Tages Heilung für dich gibt, Goran, und du zur Entelechie zurückfindest“, sagte er zum Abschied.

Ich wußte nicht recht, ob ich mich diesem frommen Wunsch anschließen sollte. Eigentlich fühlte ich mich auch ohne Tiefenbewußtsein ganz wohl.

In der nächsten Marsnacht war es soweit.

Fanzan-Pran und Lank-Grohan erwarteten mich am Materietransmitter in einem der Nebentürme.

Warum bauten wir Loower immer neun Türme zusammen, obwohl nur ein einziger von Bedeutung war?

Weil die Zahl neun eine symbolträchtige Bedeutung hatte. Wir bedeckten auch unsere Körper mit neuneckigen Schutzplättchen, obwohl andere Formen vielleicht zweckentsprechender gewesen wären.

Ich weiß das nicht, denn ich habe mir noch keine eingehenderen Ge-

16 *PERRY RHODAN*

danken darüber gemacht. Dafür weiß ich um so besser, daß alles im Leben eines Loowers auf Tradition beruht.

„Wir strahlen dich gleich ab, Goran“, sagte Fanzan-Pran, dem ich fast soviel zu verdanken hatte wie meinem früheren Lehrer Jarkus-Telft.

„Ich möchte nur noch einmal deine Ausrüstung überprüfen.“

Meine ganze Ausrüstung bestand eigentlich nur aus einem Impulsgeber, der zusammen mit einem auf das terranische Interkosmo programmierten Übersetzungsgerät gekoppelt war. Auf diese Weise stand ich ständig mit dem Türmer vom Mars in Verbindung. Doch war diese Verbindung einseitig: Während Hergo-Zovran alle Geschehnisse um mich aus meiner Warte beobachten und mithören konnte, war es mir nicht möglich, Befehle von ihm zu empfangen. Eine Gegenverbindung wäre zu riskant gewesen. Aber wenigstens funktionierte das Übersetzungsgerät so, daß auch ich verstehen konnte,

was Terraner in meiner Gegenwart sprachen. Da das Gerät auf sechsdimensionaler Basis arbeitete, war auch nicht zu befürchten, daß die Terraner es entdeckten. Das war wichtig für meine Mission.

Während Fanzan-Pran mich einer letzten Überprüfung unterzog, gab Lank-Grohan mir noch einige Instruktionen.

„Eigentlich ist es müßig, dir Verhaltensmaßregeln auf den Weg mitzugeben“, sagte er abschließend. „Du kannst dich von selbst besser auf die Mentalität der Terraner einstellen als ein entelechisch orientierter Wissenschaftler wie ich. Viel Glück,

Goran. Wenn du in Schwierigkeiten gerätst, holen wir dich zurück.“

„Vielleicht will ich gar nicht zurück“, stellte ich in Aussicht. Das war als Scherz gemeint, wurde von dem Psychologen jedoch nicht so aufgefaßt.

Loower hatten keinen Humor.

Vielleicht war das der springende Punkt, der die Kluft zwischen Terranern und unserem Volk schier unüberwindlich machte.

Während ich für diesen Einsatz geschult worden war, hatte man mir auch beizubringen versucht, welche Bedeutung „Lachen“ bei Terranern hatte. Ich war von selbst darauf gekommen - Lank-Grohan würde wahrscheinlich noch Generationen darüber grübeln.

„Fertig!“

Ich trat durch das Transmitterfeld und kam irgendwo auf dem Mars heraus. Das heißt, ich kannte zwar nicht die genaue Position, wußte jedoch, daß man mich in die Nähe einer Siedlung von Neukolonisten abgestrahlt hatte.

Es war ein Gebiet, in dem gerade Abenddämmerung herrschte. In den improvisiert wirkenden Gebäuden am Horizont gingen gerade die Lichter an. Von der Neunturmanlage war weit und breit nichts zu sehen. Sie lag weit hinter mir.

Da es empfindlich kalt war, schloß ich einige meiner Körperplatten zum Schutz meiner empfindlichsten Körperstellen zusammen.

Hier, weitab von dem Monument  
loowerischer Kultur, erinnerte mich  
der Mars noch mehr an Alkyra-II,  
wo ich geboren war.  
Ich sah mich im Geist meine ersten  
Schritte aus der THAMID - dem damaligen  
Haupthaus der großen Söhne  
- tun, die Bekanntschaft der primitiven  
Monaden machen, und erlebte  
noch einmal meinen ersten  
Ausritt auf einem dieser Plasmawesen  
in die Wüste. Und über allem war  
die telepathische Stimme der Duade,  
*Die Zweidenker* 17  
die ich in jungen Jahren für die  
Gottheit unseres Volkes hielt.  
Später, als sich mein Tiefenbewußtsein  
entwickelte und ich zu einem  
vollwertigen Loower heranreifte,  
da erkannte ich, daß die Duade  
nur die Gedanken meines Ordinärbewußtseins  
aushorchen konnte.  
Und in weiterer Folge zeigte es sich,  
daß das machthungrige und  
herrschsüchtige Plasmawesen keine  
Ahnung hatte, daß wir, die Loower,  
in Wirklichkeit sie mit unserem entelechischen  
Denken beherrschten.  
Doch entwickelte sich die Düade  
progressiv weiter. Sie vermehrte sich  
durch Zellteilung, und jeder ihrer  
Ableger erreichte eine höhere Entwicklungsstufe.  
Dies wäre uns beinahe  
zum Verhängnis geworden.  
Hergo-Zovran hatte die Duade in  
der THAMID ins Solsystem gebracht,  
um sie als Druckmittel gegen  
die Terraner einzusetzen, die nicht  
immun gegen ihre telepathischen  
Suggestionen waren. Auf dem Flug  
hierher hätte sich die Duade jedoch  
mehrfach geteilt, und ihre mutierten  
Ableger hatten längst die Fähigkeit  
erlangt, mit ihren telepathischen Impulsen  
unsere Tiefenbewußtseine zu  
erreichen. Als ich diese Gefahr erkannte,  
sprengte ich die Bugkapsel  
der THAMID mitsamt der Duade  
und ihren Ablegern ab und vernichtete  
sie. Ich hatte mich als Retter  
meines Volkes gesehen, doch Hergo-  
Zovran war anderer Ansicht gewesen.  
Er verdammt meine Eigeninitiative

und stellte mich zum Turmbau,  
auf dem. Mars ab.  
Ich hatte diese Maßnahme schon  
damals nicht recht verstanden und  
stand ihr nun, da ich meine Entelechie  
verloren hatte, noch ratloser gegenüber.  
Das alles schien bereits eine Ewigkeit  
zurückzuliegen, dabei war es  
erst vor wenigen Intervallen passiert.  
Spielten mir meine Sinne einen  
Streich? Oder hatte ich seit der Verkümmernung  
meines Tiefenbewußtseins  
einen anderen Zeitbegriff?  
Ich wußte es nicht, aber die Antwort  
darauf war nicht wichtig. Für  
mich zählte nur das, was vor mir lag.  
Es war eine interessante Aufgabe,  
die Terraner zu studieren. Vielleicht  
konnte ich jetzt, da ich zum bemitleideten  
Außenseiter geworden war,  
meinem Volk den größten Dienst erweisen.  
Goran-Vran - der Mittler zwischen  
Menschen und Loower n!  
Ich war der Kolonistensiedlung  
schon ziemlich nahe gekommen und  
wunderte mich, daß ich noch nicht  
entdeckt worden war. Kein Mensch  
war zu sehen. Die Siedlung wirkte  
verlassen.  
Plötzlich standen mehr als drei mal  
neun Menschen vor mir und umringten  
mich. Sie waren so unvermittelt  
aufgetaucht, als seien sie aus dem  
Marsboden gewachsen. Und sie waren  
alle bewaffnet.  
„Also doch“, sagte einer von ihnen  
in Interkosmo, ohne daß ich erkannte,  
wer der Sprecher war. Mein Miniaturgerät  
zeigte das nicht an.  
„Jetzt hat sich die Investition der  
Alarmanlage amortisiert. Was für  
ein Fang! Wer hätte gedacht, daß uns  
einer von den Stutzflüglern in die  
Hände fällt Das ist ein Spion! Was  
denn sonst! Ohne Grund hat sich dieser  
Teufel nicht so weit vom Stützpunkt  
entfernt.“  
Ich war verwirrt. Weniger darüber,  
daß die Menschen mich bedrängten,  
als von dem Redeschwall,  
der über mich kam. Zuerst dachte  
ich, mein Übersetzungsgerät sei fehlerhaft  
und übertrage die menschliche

Sprache nur mangelhaft und  
mehr sinngemäß als zusammenhän-  
18 PERRY RHODAN

gend. Aber nach und nach kam ich  
dahinter, daß das Gesprochene nicht  
nur von einem Redner stammte, sondern  
daß mein Gerät die Reden aller  
Sprecher zusammengefaßt übersetzte.  
Nachdem ich das wußte, gewöhnte  
ich, mich daran.

„Der Loower scheint unbewaffnet  
zu sein. Aber man weiß ja nie! Er hat  
einiges technisches Gerät an sich, das  
weist mein Ortungsgerät eindeutig  
aus. Wir sollten ihm alles abnehmen.  
Nein, das könnte er als Übergriff  
auslegen. Wer weiß, wie er reagiert.  
Nehmen wir ihn einfach mit und  
sperren wir ihn ein. Richtig, was  
treibt er sich hier auch herum!"  
Ich stand bewegungslos da und bemühte  
mich sogar, das Zittern meiner  
Flügel zu unterdrücken. Ich  
wollte keine falsche Bewegung machen,  
die die Menschen als feindselige  
Handlung ansehen konnten. Dabei  
ließ ich es mir sogar gefallen, daß  
ich von verschiedenen Seiten recht  
unsanft angefaßt wurde. Als mir jemand  
jedoch eine der Schutzplatten  
vom Körper reißen wollte, schlug ich  
instinktiv mit den Flügeln aus. Das  
verschaffte mir zwar etwas Luft,  
aber die Haltung der Terraner wurde  
drohender.

„Machen wir kurzen Prozeß!"  
„Ja, lynchieren wir ihn einfach!"

„Das soll den anderen Loowern eine  
Lehre sein!"

Ich konnte die einzelnen Stimmen  
schon besser auseinanderhalten und  
die Worte bestimmten Personen zuordnen.  
Eine Gruppe von vier Terranern  
kam mit erhobenen Waffen auf  
mich zu. Ich hatte einige bange  
Atemzüge zu überstehen und dachte,  
daß nichts und niemand mehr sie davon  
abhalten konnte, „kurzen Prozeß"  
mit mir zu machen, wie sie ihre  
Tötungsabsicht umschrieben.

Aber da trat ein beherzter Terraner  
zwischen sie und gestikulierte  
mit seiner Waffe in ihre Richtung.  
Die vier Heißsporne blieben stehen.

„Hier wird niemand gelyncht“,  
sagte der Terraner, der mich beschützte.

„Oder wollt ihr den Loowern  
einen Grund geben, Maßnahmen  
gegen uns ergreifen zu können?  
Wer weiß, vielleicht warten sie nur  
auf einen solchen Zwischenfall.“  
„Geh aus dem Weg, Pender! Überlaß  
uns den Spion!“

„Wer sagt, daß dieser Loower ein  
Spion ist? Er kann ebensogut ein  
harmloser Wanderer sein, der sich  
verirrt hat und nicht mehr zu seinem  
Stützpunkt zurückfindet.“

„Ein harmloser Wanderer, daß ich  
nicht lache!“

Ich wußte längst schon, was lachen  
war, aber der Sprecher machte keine  
Anstalten dazu, weder mimisch noch  
akustisch. Es war wohl nur eine Redewendung.

Die Terraner stritten weiter über  
mein Schicksal. Dabei bildeten sich  
zwei Parteien. Jene Gruppe, die mein  
Leben forderte, war dabei in der  
Minderheit, und schließlich behielten  
die Vernünftigen die Oberhand.

Die anderen zogen schimpfend und  
Drohungen ausstoßend in Richtung  
der Siedlung.

„Komm, Loower“, sagte der Terraner,  
der von Anfang an Partei für  
mich ergriffen hatte. „Wir bringen  
dich auf meine Farm. Dort bist du  
vorerst in Sicherheit.“

Obwohl ich ihn verstand, stellte ich  
mich dumm und reagierte erst, als er  
mir durch einige unmißverständliche  
Gesten zu verstehen gab, daß ich  
ihm folgen sollte.

„Wir begleiten dich besser, Pender“,  
bot einer der anderen sich an,  
und so setzten wir uns zu neunt - was  
ich trotz Ablehnung der loowerischen  
Symbolik als gutes Omen an-

Die Zweidenker 19

sah - in Bewegung: acht Terraner  
und ich, ein Loower, der sich angeblich  
zu weit von der Neunturmanlage  
entfernt hatte und nicht mehr zurückfand.  
Wir erreichten „Penders Farm“  
lange nach Einbruch der Nacht. Sie  
bestand aus einem großen, schmucklosen  
Gebäude in Fertigteilbauweise  
und einigen kleineren Gebäuden dahinter.

Auf eines dieser kleineren Häuser hielten wir zu.  
„Wie lange willst du ihn in deinem Speicher einsperren, Pender?“ fragte einer der Begleiter. „Und wie soll es weitergehen?“  
„Der Loower ist mein Gast, kein Gefangener“, erklärte der Terraner, der Pender hieß und der Besitzer des Anwesens war. „Wenn seine Artgenossen ihn suchen, werde ich ihn an sie übergeben. Im anderen Fall werde ich morgen die Behörden verständigen. Sie werden schon wissen, was zu tun ist. Mir geht es vor allem darum, ihn vor Lynchjustiz zu bewahren.“  
„Wenn du meine Hilfe brauchst, stehe ich dir zu Verfügung, Pender.“  
„Ich auch.“  
„Ich auch.“  
Ich ließ mich widerstandslos in das Gebäude sperren, das, wenn ich die Bedeutung des Wortes „Speicher“ richtig einschätzte, eine Art Vorratskammer zu sein schien. Aber im Augenblick war das Innere leer. Als der Terraner Pender die Beleuchtung einschaltete, schloß ich geblendet die Augen und zog die Fühler ein.  
„Ich habe gehört, daß die Loower oranges Licht bevorzugen“, sagte einer der Begleiter. „Es wurde in den Nachrichten erwähnt Du solltest die Beleuchtung lieber ausschalten.“  
Pender befolgte den Ratschlag, und ich war ihm dankbar dafür. Die Terraner zogen sich zurück und ließen mich allein. Im Fortgehen hörte ich einen von ihnen noch sagen:  
„Es würde mich interessieren, ob die Loower mit einem von uns auch solche Umstände machen würden.“  
Ich hätte ihm versichern können, daß sie das gewiß machen würden, aber das ging nicht, weil mein Übersetzungsgerät nur einseitig arbeitete.  
Und das war vermutlich auch gut so.  
Allein gelassen, dachte ich über die bei diesem ersten Kontakt gemachten Erfahrungen nach. Schon in dieser kleinen Gruppe von nicht viel

mehr als drei mal neun Personen  
hatte es sich gezeigt, daß die Terraner  
Individualisten waren. Ihre gegenteiligen  
Meinungen prallten oft  
hart aufeinander. Und im großen  
Maßstab trat dies zweifellos noch  
eklatanter zutage. Warum sollte es  
dann in diesem Milliardenvolk nicht  
auch einen geben, der sich in einer  
existenzbestimmenden Frage dem  
Willen der anderen widersetze.  
Nach diesem Zwischenfall wollte  
ich den verantwortlichen Terranern  
gerne glauben, daß sie nicht in der  
Lage waren, das Auge an mein Volk  
zu übergeben, weil ein Außenseiter  
sich seiner bemächtigt hatte und es  
für sich persönlich beanspruchte.  
Obwohl Hergo-Zovran die Vorfälle  
übermittelt bekommen und quasi  
miterlebt hatte, bezweifelte ich, daß  
er dieselben Schlüsse wie ich daraus  
zog. Wiewohl er ein Zweidenker war,  
dachte er in viel zu starren Bahnen -  
oder vielleicht tat er es gerade deswegen,  
*weil* er ein Zweidenker war.

Wie auch immer, schließlich war es  
meine Aufgabe, die Terraner kennen  
und auch besser verstehen zu lernen.  
Ich sah mich als Wesen zwischen  
zwei Welten, das weder dahin noch  
dorthin gehörte. Aber gerade das  
war womöglich meine Stärke.

20 PERRY RHODAN

Ich fühlte mich auf Penders Besitz  
vor den Lynchern ziemlich sicher.  
Das Gebäude, in dem ich untergebracht  
war, machte einen recht stabilen  
Eindruck, und draußen standen  
immer zwei Terraner Wache.  
Trotzdem konnte ich den neuen  
Tag kaum *mehr* erwarten. Ich hoffte,  
daß Pender sein Versprechen hielt  
und mich an eine höhere Instanz  
weiterreichen würde, damit die Dinge  
in Fluß kämen.

3.

Nach dem Einfall der 18 000 loowerischen  
Kegelraumer ins Solsystem  
vor drei Wochen, hatte sich die Lage  
wieder einigermaßen beruhigt. Aber  
sie blieb gespannt.

Julian Tifflor, Erster Terraner in der neugewählten LFT, zog ein erstes Resümee und fand, daß die Lage für die Terraner trotz des abwertenden Verhaltens der Loower alles andere als rosig aussah.

Die Loower waren gekommen, um sich etwas zurückzuholen, das ihre Ahnen vor langer Zeit auf Terra zurückgelassen hatten. Dieses Ding, *Auge* genannt, worunter man sich alles und nichts vorstellen konnte, war auf noch unerklärliche Weise in die Cheopsyramide gekommen und dort dem Gäa-Mutanten Boyt Margor in die Hände gefallen. Dieser großenwahnsinnige und machtbesessene Mutant schien den Wert dieses Objektes erkannt zu haben, denn er war mit seiner Beute seit damals spurlos verschwunden. Alle Appelle an ihn, das Auge zurückzuerstatten und so eine Beilegung der Krise zu fördern, waren unbeantwortet geblieben.

„Hätte dieser Margor uns das Auge nicht vor der Nase weggeschnappt, dann hätten wir mit den Loowern keine Probleme“, sagte Julian Tifflor wie zu sich selbst. „Wir könnten ihnen das Objekt ihres Interesses aushändigen, sie in Frieden und gutem Einverständnis verabschieden und brauchten uns nicht mit ihrer seltsamen Mentalität auseinanderzusetzen.

Die Loower könnten unsere Freunde sein, zwar unverstanden, aber vielleicht sogar liebenswert. So aber müssen wir sie fürchten.“

„Vielleicht gelingt es uns noch, ihre Psyche zu durchleuchten und Verständnis für unsere Lage in ihnen zu wecken“, sagte Homer G. Adams, der den Ersten Terraner in der Befehlszentrale von Imperium-Alpha aufgesucht hatte. „Grundsätzlich sind die Loower zu Verhandlungen bereit. Und vor allem sind es Wesen, die Gewalt noch mehr verabscheuen als wir. Darin sind sich alle Wissenschaftler einig, die zusammen mit Ronald Tekener und seiner Frau Jennifer Thyron die Verhandlungen

geführt haben."

„Es wäre einfacher, dir und deiner Organisation würde es gelingen, diesen Margor in seinem Rattenloch aufzustöbern“, erwiderte Tifflor.  
„Ich gebe mein Bestes“, sagte Homer G. Adams. „Und die drei Gää-Mutanten Eawy ter Gedan, Bran Howatzer und Dun Vapido, die erklärte Feinde Margors sind, unterstützen mich nach besten Kräften. Wir haben auch schon einige Erfolge erzielt und Margors Paratender-Netz praktisch zerschlagen. Als nächstes räuchern wir das Nest auf der griechischen Halbinsel Athos aus. Aber, ehrlich gestanden, ich befürchte, daß das wiederum ein Schlag ins Leere wird. Margor ist mit seinen engsten Vertrauten wie vom Erdboden verschwunden.“ Tifflor winkte ab.

„Ich wollte dir keine Vorhaltungen

*Die Zweidenker 21*

machen“, sagte er versöhnlicher. „Ich weiß, mit welchen Schwierigkeiten du zu kämpfen hast. Unser Problem ist es, dies den Loowern begreiflich zu machen. Warum nur sind wir für sie so wenig glaubwürdig, obwohl wir doch alles tun, um unseren guten Willen zu beweisen?“

„Darauf können dir am ehesten die Wissenschaftler eine Antwort geben“, meinte Adams.

„Ich weiß, um Erklärungen, wieso wir mit den Loowern nicht einig werden können, sind sie nicht verlegen“, sagte Tifflor bitter. „Aber das bringt nichts ein. Sie sollten statt dessen nach einer Lösung suchen, wie wir die Mißverständnisse ausräumen könnten.“

„Vielleicht sind sie auf dem richtigen Weg“, meinte Adams. „Tek und seine Frau haben sich für ein Experiment zur Verfügung gestellt. Sie sollen in Hypnose-Schlaf versetzt werden und im Zustand der Somnambulenz ihr unterbewußt gespeichertes Wissen über die Loower preisgeben. Nicht ausgeschlossen, daß wir auf diese Weise wichtige Anhaltspunkte bekommen. Möchtest du dem Experiment

beiwohnen?"

„Ich verspreche mir nichts davon“,  
sagte der Erste Terraner. „Die Wissenschaftler  
tun immer so, als stünden  
sie vor der Entdeckung des  
Steins der Weisen, auch wenn sie sich  
nur an einen Strohhalm klammern.  
Aber ich komme mit.“

Julian Tifflor erhob sich von seinem  
Platz. Bevor er sich jedoch Homer  
G. Adams anschloß, der sich bereits  
dem Ausgang zugewandt hatte,  
ließ er noch einmal das Band mit den  
letzten Meldungen ablaufen.

Die Lage im Solsystem war unverändert.  
Die Kegelraumer der Loower  
hatten sich vom Mars zurückgezogen.  
Die dort errichtete Neunturmanlage  
schien fertiggestellt, obwohl  
die Aufklärer keinerlei Aktivitäten  
feststellen konnten.  
Aber das hatte nichts zu besagen,  
denn aus einem Bericht von Kershyl  
Vanne wußte man längst, daß die  
Anlagen der Loower auf sechsdimensionaler  
Basis arbeiteten, so daß  
sie mit terranischen Hypergeräten  
nicht angemessen werden konnten.

Der 7-D-Mann Kershyl Vanne  
hatte schon während der Laren-Krise  
auf dem Planeten Houxel eine solche  
scheinbar in Trümmer gegangene  
Neunturmanlage der Loower entdeckt.  
Damals maß man dem jedoch  
keine Bedeutung bei, weil man nicht  
wissen konnte, daß man eines Tages  
auf so dramatische Weise mit diesen  
längst ausgestorben geglaubten  
Trümmerleuten konfrontiert werden  
würde.

Von den Keloskern erfuhr Kershyl  
Vanne, daß die Trümmerleute so  
genannt wurden, weil sie ihre Stützpunkte  
in Trümmerbauweise errichteten.  
Und obwohl man sich von den  
Verfallserscheinungen der Anlage  
auf Houxel nicht täuschen ließ, mußte  
man annehmen, daß sie schon erbaut  
worden war, als es noch keine  
Menschen gab.

Nun, welchen Zweck die Neunturmanlage  
auf Houxel einst auch  
immer erfüllt hatte und wie lange sie  
auch schon verlassen sein mochte,  
die Errichtung einer gleichartigen

Anlage auf dem Mars zeigte nur allzu deutlich, daß die Loower noch immer aktiv waren. Oder daß sie wieder aktiv geworden waren, nachdem sie durch sechsdimensionale Impulse des Auges ins Solsystem gelockt wurden.

Zweifellos sendete diese Neunturmanlage auf sechsdimensionaler Basis Funkimpulse, die den über das gesamte Universum verstreuten

22 *PERRY RHODAN*

Loowern die Nachricht vom Fund des Auges verkündeten.

Tifflors Alpträum war es, daß alle Loower, die die Nachricht empfingen, dem Ruf folgen und sich im Solsystem einfinden könnten. Es war für ihn schwer zu glauben, daß sie sich dann immer noch so zurückhaltend verhalten und geduldig auf die freiwillige Herausgabe des Auges warten würden.

Hergo-Zovran hatte bereits angekündigt, daß er Maßnahmen gegen die Terraner ergreifen würde, und er konnte seine Drohung jeden Tag wahr machen. Die Neunturmanlage auf dem Mars, die in Rekordzeit erbaut worden war, zeigte jedenfalls, daß es den Loowern ernst damit war, ihren Willen unter allen Umständen durchzusetzen.

Die Situation spitzte sich von Tag zu Tag zu, je länger den Loowern das Auge vorenthalten wurde. Ihre Friedfertigkeit war jedenfalls keine Garantie dafür, daß es nicht zu militärischen Maßnahmen kommen würde. Loowerisches oder menschliches Versagen konnte zu einer Kurzschlußhandlung führen, und wenn sich erst die angestauten Emotionen entluden, wäre eine Katastrophe nicht mehr abzuwenden gewesen.

Tifflor wollte verhindern, daß es zu militärischen Aktionen kam, nicht nur, weil die Terraner den Loowern kriegstechnisch haushoch überlegen waren, sondern vor allem deshalb, weil beide Seiten prinzipiell an einer friedlichen Lösung interessiert waren.

Der Wille war da, es mußte nur

noch ein Weg gefunden werden.  
Es durfte nichts unversucht gelassen  
werden, auch wenn die Chance  
auf einen Erfolg noch so gering war.  
Und deshalb wlich seine anfängliche  
Skepsis gegenüber den Bemühungen  
der Wissenschaftler neuer Hoffnung.  
Wie trügerisch die Ruhe der Loower  
auch sein mochte, Tifflor wäre  
froh gewesen, wenn sich die Menschheit  
ebenso verhalten hätte. Aber die  
Unmutsäußerungen im Volk wurden  
immer lauter, der Druck von unten  
gegen die LFT-Regierung immer  
stärker. Die Terraner, meist Rückwanderer  
aus der Provcon,-Faust,  
wohin sie vor den Laren geflüchtet  
waren, sahen in den Loowern Invasoren,  
die die Nachfolge des Konzils  
der Sieben antreten wollten.  
Tifflor konnte die Ängste dieser  
verwirrten Menschen verstehen, die  
die Sicherheit von Gää gegen ein Leben  
auf einer anscheinend neuerlich  
bedrohten Erde eingetauscht hatten.  
Die Erinnerung an die Unterdrückkung  
durch die Laren war noch zu  
lebendig, und das erschwerte die  
Aufklärungsarbeit besonders. In allen  
Teilen der Welt, und besonders in  
den Ballungszentren, fanden Demonstrationen  
statt. Bürgerinitiativen  
bildeten sich, die lautstark Maßnahmen  
zum Schutz der Menschen  
gegen die sich zusammenbrauende  
Gefahr forderten.  
Solche Meldungen überflog Tifflor  
nur noch, sie waren einander zu ähnlich.  
Für gefährlicher als die inneren  
Schwierigkeiten erachtete er den  
Druck von außen, der von den anderen  
Milchstraßenbewohnern ausgeübt  
wurde. Auch sie fürchteten um  
ihre Sicherheit und sprachen von einem  
neuen Krisenherd Terra. Die  
GAVÖK erhielt dadurch zwar Gelegenheit,  
sich zu bewähren, doch auch  
dadurch bahnte sich eine Gefahr an,  
die der Erste Terraner nicht unterschätzte.  
In dem Bemühen, die galaktische  
Sicherheit zu verteidigen,  
bot Mutoghman Scerp die Unterstützung  
von Hilfsflotten der GAVÖK

an. Doch wehrte sich Tifflor dagegen mit aller Macht, um die Loower nicht zu provozieren.

Bis jetzt war es dem Ersten Terraner gelungen, Mutoghman Scerp zu beruhigen und ihm Zurückhaltung aufzuerlegen. Aber die Gefahr blieb, daß die GAVÖK den Terranern gegen ihren Willen zu Hilfe kam.

Es wäre eigentlich eine lohnende Aufgabe für Ronald Tekener als Terranischer Rat für intergalaktische Beziehungen gewesen, mit den Mitgliedsvölkern der GAVÖK zu verhandeln. Aber da Tifflor ihn als Kontaktmann für die Loower eingesetzt hatte, war er unabkömmlich.

Hoffentlich rechtfertigte er seinen Einsatz. Tifflor hoffte, daß es sich bei dem Experiment der Wissenschaftler nicht nur um eine Spielerei handelte. Der Erste Terraner stellte das Videoband ab.

„Gehen wir“, sagte er und schloß sich Homer G. Adams an. Ronald Tekener lag entspannt auf einer leicht angewinkelten Liege. Der Mann mit den Lashat-Pocken war völlig nackt. Selbst den Zellaktivator hatte man ihm abgenommen, um, wie die Wissenschaftler es ausdrückten, unerwünschte Einflüsse auf sein Nervensystem zu verhindern. Ihm gegenüber lag seine Frau, ebenfalls nackt und bar des Zellaktivators.

Da ein von einem solchen Gerät abhängiger Mensch nicht lange ohne dieses auskommen konnte, waren die einzelnen Sitzungen unter Hypnose auf eine Stunde beschränkt. Ronald Tekener und Jennifer Thyron befanden sich bereits in tiefer Trance, als Tifflor und Adams die Psychologische Station betraten. Offenbar war die Befragung gerade im Gang, denn der große, hagere Mann, der zwischen den beiden Liegen in einer zwei Meter über dem Boden schwebenden Schale saß, warf den beiden Neuankömmlingen einen giftigen Blick zu und sagte mit scharfer Stimme:

„Was soll das? Kann man hier nicht

einmal für kurze Zeit ungestört arbeiten?"

„Es ist der Erste Terraner mit Homer

G. Adams“, erklärte der Linguist

Aust Krobull, der annahm, daß der Chefpsychologe die beiden Ankömmlinge nicht erkannt hatte.

„Na und!“ sagte Ferengor Tathy

ungnädig. „Kann ich jetzt weitermachen?“

„Nur noch eine Frage, Professor“, schaltete sich Julian Tifflor ein. „Es

ist bekannt, daß Jennifer Thyron ein eidetisches Gedächtnis hat und deshalb nie etwas von Wichtigkeit vergißt.

Was versprechen Sie sich also

davon, sie unter Hypnose zu setzen?

Ist ein eidetisches Gedächtnis überhaupt noch zu übertreffen?“

Der Chefpsychologe seufzte.

„Das hat mir gerade noch gefehlt“,

sagte er. „Durch die Hypnose erreiche

ich bei den Versuchspersonen eine Hypermnese, durch die selbst bei

jemandem mit einem eidetischen

Gedächtnis ein gesteigertes Erinnerungsvermögen erreicht wird. Außerdem

kann ich ins Unterbewußtsein

vordringen und Details an die

Oberfläche befördern, die gar nicht bewußt wahrgenommen wurden.

Beantwortet das Ihre Frage, Erster Terraner?“

„Machen Sie weiter, Professor“,

sagte Tifflor. „Wir werden Sie nicht mehr stören.“

„Das will ich hoffen!“

24 PERRY RHODAN

Tifflor und Adams nahmen im Hintergrund Platz. Der Psychologe

Ferengor Thaty schwebte mit seiner

Schale tiefer und wandte sich mit einer

Reihe von Fragen an Ronald Tekener, die sich vorerst ganz allgemein

auf die Konferenz mit den Loowern und dem Besuch auf dem Mars

bezogen. Tekener antwortete mit

emotionsloser Stimme.

Dann kam die Reihe an Jennifer

Thyron, und auch sie antwortete

knapp und sachbezogen. In der Folge

beschäftigte sich der Psychologe abwechselnd mit Tekener und dann

wieder mit seiner Frau und gelegentlich

auch mit beiden gleichzeitig,

wobei er voneinander abweichende

Antworten auf ein und dieselbe Frage  
gegeneinanderstellte und die Versuchspersonen  
mit ihren unterschiedlichen

Ansichten konfrontierte.

Tifflor war klar, daß der Psychologe  
den Denkprozeß seiner Medien  
anregen wollte.

„Er macht das sehr geschickt“,  
raunte der Erste Terraner Adams zu.

„Er ist auch einer der fähigsten  
Fremdpsychologen, die wir haben,  
vielleicht Jennifer Thyron ausgeschlossen“,  
antwortete Adams. „Nur

ist er leider auch etwas exzentrisch.“

Aust Krobull, dem ihre geflüsterte  
Unterhaltung nicht entgangen war,  
gab ihnen durch verzweifelte Gesten  
zu verstehen, daß sie schweigen sollten.

Aber der Chefpsychologe hatte  
die Störung zum Glück nicht bemerkt.  
Er führte jetzt eine Simultanunterhaltung  
mit beiden Hypnotisierten.

„Alle Terraner, die der Verhandlungsdelegation  
angehörten, haben

einstimmig ausgesagt, daß sie beim  
Betreten des Loowerschiffs eine Art  
geistigen Schlag erhalten hätten“,  
sagte Tathy. „Als hätte jemand versucht,  
sie telepathisch zu beeinflussen.

Sie als Mentalstabilisierte waren  
nicht gefährdet, dem fremden  
Willen gehorchen zu müssen, und  
konnten den Beeinflussungsversuch  
aus einer gewissen Distanz analysieren.

Welchen Eindruck hatten Sie?“

„Ich hatte das Gefühl, daß jemand  
von meinem Geist Besitz ergreifen  
wollte“, antwortete Jennifer Thyron.

„Ich hörte eine wesenlose Stimme,  
die mir Befehle erteilte“, sagte Ronald  
Tekener.

„Und beim Verlassen der THAMID  
wiederholte sich dieser Vorgang“,  
stellte Tathy fest. „Fiel Ihnen ein Unterschied  
zum erstenmal auf?“

„Nein“, sagte Jennifer Thyron. „Die  
Stimme setzte so unvermittelt ein,  
als würde man ein Tonband ein-,  
schalten.“

„Und sie brach ebenso unvermittelt  
wieder ab“, fügte Tekener hinzu.

„Was läßt sich daraus schließen?“

„Wir hatten den Eindruck, als  
wollten uns die Loower eine Kostprobe

einer ihrer Möglichkeiten geben,  
uns zu bezwingen."

„Gab es Anzeichen dafür, daß auch  
Loower von den suggestiven Sendungen  
betroffen waren?"

„Sie reagierten überhaupt nicht  
darauf", sagte Tekener bestimmt.

„Als seien sie daran gewöhnt."

„Oder dagegen immun?"

„Jawohl", bestätigte Jennifer. „Es  
schien, daß sie sich abgekapselt hatten."

„Abgekapselt auf welche Weise?"

„Nun, ich würde sagen, sie haben  
sich auf eine andere Bewußtseinsebene  
zurückgezogen, wo die Impulse  
sie nicht erreichen konnten."

„Das ist interessant", stellte Thaty  
fest. „So hat uns dies bisher noch niemand  
dargestellt. Sie meinen also,  
die Loower hätten zwei Bewußtseins-

*Die Zweidenker 25*

ebenen, von denen sie wahlweise  
Gebrauch machen, können?"

„Nur so kann ich mir ihr schizoides  
Verhalten erklären", antwortete  
Jennifer.

„Was halten Sie als Laie davon,  
Tek?" Thaty wandte sich mit dieser  
Frage an Tekener. „Angenommen,  
die Loower haben zwei Bewußtseine.  
Ist Ihrer Meinung eines davon so vegetativ  
wie das menschliche Unterbewußtsein?"

„Bestimmt nicht", sagte Tekener.

„Die Loower denken auf beiden Ebenen  
sehr bewußt."

„Aber wir wissen, daß sie oft Hemmungen  
haben, über gewisse Dinge

frei zu sprechen", sagte der Psychologe.

„Den bisherigen Aussagen nach  
scheint es zwischen beiden Bewußtseinen  
eine Barriere zu geben, die die  
Loower Fremden gegenüber nicht  
überwinden können. Oder haben Sie  
gegenteilige Erfahrungen gemacht?"

„Hergo-Zovran besaß eine solche  
Hemmung nicht", antwortete Jennifer.

„Er zeigte keine Scheu, über die  
loowerische Entelechie zu sprechen.  
Er versuchte uns sogar zu erklären,  
nach welcher Philosophie die Loower  
leben und was die treibenden  
Kräfte bei ihrem Handeln sind."  
„Und was sind diese treibenden

Kräfte?"

„Loower handeln zweckmäßig und zielführend. Ihr ganzes Streben ist auf ein einziges Ziel ausgerichtet. Die Kraft, die sie antreibt, ist die Entelechie. Den entelechischen Maximen unterwerfen sich alle Loower.“

„Haben Loower überhaupt die Möglichkeit, sich diesen Lebensregeln zu entziehen, oder ist es für sie fast wie ein Zwang, sich ihnen zu unterwerfen?“

„Ich würde sagen, daß es für einen Loower keine Alternative zur Entelechie gibt“, antwortete Tekener.

„Dann ist ihr zweites Bewußtsein vielleicht doch vegetativer Natur und unserem Unterbewußtsein vergleichbar?“ hakte der Psychologe sofort ein.

„Keineswegs“, sagte Jennifer.

„Loower bedienen sich beider Gedankenebenen bewußt. Wahrscheinlich ist es so, daß Loower sich auf beiden Ebenen bewegen, wenn sie unter sich sind, sich Fremden gegenüber aber eine gewisse Anonymität bewahren, indem sie ihre psychische Intimsphäre in einem der beiden Bewußtseine abkapseln. Aber sie sind echte Zweidenker.“

„Aha!“ machte Thaty. „Sie sind Zweidenker, die Fremden gegenüber ihr wahres Ich verbergen und deshalb schizoid wirken. Trifft das auch Ihre Vorstellung, Tek?“

„Ja, so hätte ich es auch ausgedrückt, wenn ich es hätte formulieren können“, sagte Tekener und bewies damit selbst in Trance seinen trockenen Humor.

Jennifer aber sagte ernst:

„Das ist nicht entelechisch, Tek!“

„Was ist nicht entelechisch?“ fragte Thaty sofort.

„Teks Antwort. Er hätte sich mit einem einfachen ‚Ja‘ begnügen können.“

„Warum legen Sie besonderen Wert auf eine solche Feststellung, Jennifer?“

„Ich dachte nur daran, daß ein Loower in einer solchen Situation keine Witze reißen würde. Aber Tek hat ja vor nichts Respekt.“

„Sie wollen damit sagen, daß Loower  
keinen Humor besitzen, Jennifer?"

„Nicht die Spur!"

„Vielleicht verstehen wir nur ihre  
Art von Humor nicht", gab Thaty zu  
bedenken.

26 *PERRY RHODAN*

„Jenny hat recht", stimmte Tekener  
seiner Frau zu. „Loower sind  
knochentrocken. Im Vergleich zu  
diesen Wesen sprühen Sie förmlich  
vor Esprit, Ferry."

„Verstehe", sagte Ferengor Thaty  
ohne die Spur eines Lächelns. „Ich  
muß zugeben, daß ich wirklich nicht  
besonders gesellig bin. Aber ich fühle  
mich zum zyklothymen Typus hingezogen.

Die Vorstellung, daß ein  
ganzes Volk aus Muffeln, wie ich einer  
bin, bestehen könnte, ist schrecklich  
für mich. Mit solchen Leuten gäbe  
es kein Auskommen."

„Was für tiefschürfende Erkenntnisse",  
warf Tifflor ein. „Glauben Sie  
denn im Ernst, Professor, daß wir  
Verständigungsschwierigkeiten mit  
den Loowern haben, nur weil sie keinen  
Sinn für Scherze haben?"

„Wenn Sie Scherze mit Humor  
gleichsetzen, dann tun Sie mir leid,  
Erster Terraner", sagte Thaty zurechtweisend.

„Ich dagegen halte die  
gewonnene Erkenntnis für durchaus  
bedeutungsvoll. Es spielt natürlich  
vieles zusammen, aber es könnte bei  
den Verständigungsschwierigkeiten  
auch mitwirken, daß den Loowern  
jeglicher Sinn für Humor abgeht.

Wenn sie die Doppeldeutigkeit von  
Begriffen nicht kennen, keine Ironie  
und keinen Spott verstehen, dann  
mag das eine Ursache von vielen  
sein, warum unsere beiden Völker  
aneinander vorbeireden."

„Ist das Ihrer Weisheit letzter  
Schluß?" erkundigte sich Tifflor.

„Ich glaube, unter diesen Umständen  
sollten wir die Sitzung abbrechen",  
sagte der Psychologe und  
schwebte mit seiner Sitzschale zu  
Boden. Er gab einem der Assistenten  
durch einen Wink zu verstehen, daß  
er die beiden Versuchspersonen aus  
der Hypnose wecken solle, und kam

**zu** Tifflor und Adams. Dabei lächelte er: „Einem Loower gegenüber hätten Sie sich deutlicher ausdrücken müssen, um sich verständlich zu machen.

Ich nehme Ihre Worte nicht persönlich, sondern rechne Ihnen an, daß Sie unter Streß stehen und deshalb gereizt sind. Ich weiß, daß Sie greifbare Ergebnisse von mir erwarten und Ihrer Enttäuschung nur Luft machen wollten.“

„Es tut mir leid, Professor“, entschuldigte sich Tifflor. „Aber ich glaube nicht, daß wir auf diese Weise weiterkommen.“

„Ich bin da zuversichtlicher“, erwiderte Thaty. „Ich kenne die Loower nach dieser Sitzung wiederum um einiges besser, und nach Abschluß dieser Testserie werde ich Ihnen ein ziemlich gutes Psychogramm der Trümmerleute liefern können. Es fragt sich nur, ob Sie damit etwas anfangen können.“

„Damit stellen Sie den Sinn Ihrer Arbeit selbst in Frage, Professor“, hielt Tifflor dem Psychologen vor.

„Die Sache sähe etwas anders aus, wenn Sie mir einen Loower als Versuchsperson zur Verfügung stellen könnten, an dem sich die in der Theorie gewonnenen Erkenntnisse anwenden ließen“, sagte Thaty.

„Wie stellen Sie sich das vor?“ fragte Tifflor. „Soll ich einen Stoßtrupp in die Neunturmanlage auf dem Mars schicken und einen Loower entführen lassen?“

„Es war ja nur eine Idee“, meinte der Psychologe. „Aber im Ernst, Erster Terraner. Wenn wir die Loower am lebenden Objekt studieren könnten, wäre das ein großer Schritt nach vorne. Jennifer und Tek sind zwei sehr brauchbare Medien, aber sie sind Menschen und können uns nur ein verzerrtes Bild der Loower liefern. Überlegen Sie sich das, Erster Terraner.“

*Die Zweidenker*

Damit ließ er Tifflor stehen.

„Einen Loower kidnappen, wie stellt er sich das vor!“ rief der Erste Terraner aus und wandte sich zum

Gehen. Ronald Tekener und seine Frau, die inzwischen aus der Trance geweckt worden waren und sich angekleidet hatten, schlössen sich ihm und Adams an.

„Habe ich da etwas von einer Entführung gehört?“ erkundigte sich Tekener. „Ich finde die Idee nicht schlecht. Das wäre eine Aufgabe nach meinem Geschmack.“

„Schlagen Sie sich das aus dem Kopf, Tek!“ sagte Tifflor scharf. „Da sehe ich Sie noch lieber auf der Couch dieses Seelenschnüfflers.“

„Ferrys tiefenpsychologische Arbeit hat immerhin einige neue Erkenntnisse in der Loowerforschung erbracht“, verteidigte Jennifer Thyron den Psychologen. „Mir schwirrt noch jetzt der Kopf.“

„Manches Unerklärliche in der Verhaltensweise der Loower mag wirklich verständlich geworden sein“, sagte Tekener. „Aber was hilft es uns schon. Wir müssen Taten setzen. Und deshalb komme ich auf mein Angebot zurück, Erster Terraner ...“

Sie erreichten den Befehlsstand. Julian Tifflor überlegte sich Tekeners Vorschlag allen Ernstes.

Er wurde jedoch von dem Videogerät abgelenkt, das akustisch und optisch den Eingang einer wichtigen Meldung anzeigen. Sofort schaltete er das Gerät ein.

Es handelte sich um eine Nachricht vom Mars. Sie besagte, daß ein verwirrter Loower beinahe von aufgebrachten Neukolonisten gelyncht worden wäre. Einige besonnene und beherzte Männer hatten das im letzten Moment verhindert, den Loower in Schutzhaft genommen und tags

27

darauf der Exekutive der LFT-Regierung übergeben.

Da der Loower Interkosmo nicht beherrschte und auch kein auf die Sprache der Loower programmierter Translator zur Verfügung stand, konnte nichts über das Schicksal des Loowers in Erfahrung gebracht werden. Man bekam nur heraus, daß sein Name Goran-Vran war.

In ihrer Ratlosigkeit hatten sich die Marsbehörden an Imperium-Alpha gewandt.

„Diese Narren!“ schimpfte Julian Tifflor. „Wenn das herauskommt, könnten die Loower falsche Schlüsse ziehen und es als Gefangennahme eines ihrer Leute auslegen. Die Folgen wären unabsehbar. Ich werde den zuständigen Stellen einen Verweis erteilen und die sofortige Freilassung des Loowers anordnen.“

„Ist das wirklich nötig?“ fragte Homer G. Adams. „Mit dem Loower würdest du zweifellos einen Trumpf aus der Hand geben, Tiff.“

„Und wenn die Loower erfahren, daß wir einen ihrer Leute festhalten?“ gab der Erste Terraner zu bedenken.

„Sie werden sein Verschwinden längst bemerkt haben und nach ihm suchen.“

„Aber sie brauchen nicht zu erfahren, wohin er verschwunden ist“, sagte Ronald Tekener. „Der Loower ist unsere Chance, dieses Volk näher kennenzulernen.“

„Sie müssen es riskieren“, sagte auch Jennifer Thyron. „Die Gelegenheit, die Mentalität der Loower am lebenden Objekt studieren zu können, kommt bestimmt nicht so schnell wieder.“

Tifflor sah fragend zu Homer G. Adams, und als dieser nickte, sagte er:

„Also gut, ich werde veranlassen, daß der Loower zur Erde gebracht  
28 PERRY RHODAN

wird. Hoffentlich weiß Professor Thaty etwas mit ihm anzufangen.“

„Die Sache ist einen Versuch jedenfalls wert“, meinte Jennifer Thyron. Sie hing ihren Überlegungen nach, während die Männer den Fall unter anderen Gesichtspunkten diskutierten. Als eine kurze Pause entstand,

sagte sie wie zu sich selbst:

„Die Loower müßten nicht minder daran interessiert sein, uns kennenzulernen. Ich frage mich, warum sie nicht selbst schon auf den Gedanken gekommen sind, Menschen für Versuche zu holen und sie zu studieren.“

Das wäre eigentlich sehr naheliegend."

„Wer sagt, daß die Loower das noch nicht getan haben?" meinte Ronald Tekener scherhaft. „Vielleicht ist gerade in diesem Augenblick irgendein armer Schlucker einem loowerischen Pendant von Professor Thaty ausgeliefert, der ihn mit seinen entelechischen Methoden bis aufs Blut quält."

Ronald Tekener konnte nicht wissen, daß sein Scherz für eine terranische Familie bereits bitterer Ernst geworden war.

*Baya Gheröl: 6.11.-10.11.3586*

4.

Es war ein Abend wie jeder andere auf der Erde. Ich meine damit, daß jeder Tag wie der vorangegangene endete, seit wir aus der Provcon-Faust zur Erde gezogen waren, und dieser Tagesabschluß unterschied sich nicht von den anderen.

Vater brachte wieder einmal schlechte Laune heim. Ich hörte das schon an seinem Schritt, als er zur Tür hereinkam. Kein Gruß, kein Wort, nur die Geräusche, die entstanden, als er in der Diele ablegte.

„Bist du es, Haman?" hörte ich Mutter aus der Küche fragen.

„Wer denn sonst."

„Was war?"

„Wieder nichts", antwortete Vater. Seit wir auf der Ede waren und in diesem Appartement wohnten, bemühte er sich vergeblich um Arbeit.

Wir lebten von der Fürsorge. Alles, was wir zum Leben benötigten, wurde uns zur Verfügung gestellt. Wir brauchten nichts dafür zu bezahlen, wir hätten auch kein Geld gehabt.

Aber geschenkt wurde uns trotzdem nichts. Die Spesen wurden auf Vaters Konto verbucht, und solange er nichts verdiente, um sie zurückzuzahlen zu können, sanken wir immer tiefer in die roten Zahlen.

Ich saß in meinem Zimmer am Spieltisch, die Tür war offen. Ich verhielt mich still und sagte mir in Gedanken alles vor, was Vater und Mutter sagen würden.

Ich dachte: Jetzt wird Mutter Vater

schenken. Und ich hatte recht. Ich

hörte sie sagen:

„Du wirst nie Arbeit finden. Und  
ich sage dir auch warum: Weil du ein  
Faulpelz bist.“

„Was kann ich dafür, daß man auf  
Terra keinen Mann mit meinen Fähigkeiten  
braucht“, verteidigte sich  
Vater.

In der Provcon-Faust war er  
„L-Kontakter“ gewesen. Das „L“  
steht für Lotsen, und es waren die  
Vaku-Lotsen damit gemeint, die  
man anheuern mußte, um mit dem  
Raumschiff den Staubmantel unbeschadet  
durchdringen zu können, der  
die Welten der Provcon-Faust umgab.

Auf Terra gab es natürlich keine  
Vaku-Lotsen, und das war für Vater  
sehr bitter, denn er hatte seinen Beruf  
geliebt. Er wäre am liebsten nie

*Die Zweidenker*  
von Gää weggegangen, und ich auch  
nicht. Aber ich wurde nicht gefragt,  
und Vater hatte sich Mutters Willen  
gebeugt.

Immer wenn Vater auf seine Fähigkeiten  
hinwies, die auf der Erde  
niemand zu brauchen schien, sagte  
Mutter darauf, daß er nicht so stur  
sein und umdenken sollte.

„Für andere Arbeit bist du dir zu  
gut“, sagte sie aus der Küche. Vater  
mußte wohl noch in der Diele stehen.

„Wenn du keinen solchen Dickschädel  
hättest, würdest du dich umschulen  
lassen. Aber nein, alles andere als  
die Position eines L-Kontakters ist  
dir zu minder.“

„Vielleicht habe ich doch was, Aldina“,  
sagte Vater unsicher.

„Und warum hast du nicht zugepackt?“  
„Die Sache will überlegt sein. Wir  
sprechen nach dem Abendessen darüber.  
Was gibt es?“

„Was weiß ich, was das ist, was uns  
die Fürsorge mit der Rohrpost geschickt  
hat. Es hat jedenfalls die  
Form der Rohrpostpatrone. Ich habe  
das Stück in zwei Hälften geteilt. Die  
eine Hälfte haben die Kinder bereits  
verputzt. Die andere Hälfte bereite  
ich für uns beide gerade auf.“  
„Wo sind die Kinder?“

Ich ruckte automatisch von meinem Platz hoch, ließ mich dann aber wieder zurücksinken. Wenn Vater „Kinder“ sagte, so meinte er doch nur meine ältere Schwester Kerinnja. Und da hörte ich sie auch schon laufen und jauchzen. Und ich stellte mir vor, wie sie ihm in die Arme flog und er sie hochhob und abknutschte. Vater liebte Kerinnja.

Ich stahl mich aus meinem Zimmer und machte mich ganz klein, als ich ins Wohnzimmer kam und von dort in die Diele sehen konnte. Ich war so schon nicht gerade groß. Ich konnte 29 bequem das Kinn auf die Tischplatte legen.

„Was hat denn mein Sternenfräulein heute so getrieben?“ fragte Vater in einem Ton, den ich gerne von ihm hörte, auch wenn er ihn mir gegenüber nie gebrauchte.

„Das unverschämte Gör hat mich heute den ganzen Tag kreuz und quer durch Istanbul geschleppt“, antwortete Mutter anstelle meiner Schwester. „Von einer Schule zur anderen. Aber keine war ihr recht. Auf der einen war der Lehrplan zu umfangreich, bei der anderen zu improvisiert.

Hier waren ihr die Erziehungsmethoden zu antiautoritär, dort zu repressiv ...“

„Ich will zur Emerson-Schule“, warf Kerinnja trotzig ein. „Nur dort entsprechen die Lehrmethoden meinen Vorstellungen.“

„Und?“ Eine Spur Strenge schlich sich in die Stimme von Vater. „Warum habt ihr euch dann nicht um Aufnahme an dieser Schule beworben?“

„Diesen Floh hat ihr irgendein Streuner ins Ohr gesetzt“, sagte Mutter.

„Er hat sich in der Altstadt an uns herangemacht und irgend etwas von der Freiheit der Kinder gefaselt. Nicht dressieren sollt ihr sie, hat er gesagt, sondern in Freiheit sollt ihr sie heranwachsen lassen. So ein Unsinn!“

„Ich möchte zur Emerson-Schule!“ sagte Kerinnja.

Mutter seufzte.

„Ich hätte jhr ihren Willen gelassen.

Aber so eine Schule gibt es nicht.  
In ganz Istanbul nicht, und wahrscheinlich  
auf ganz Terra nicht. Das  
war ein Spinner!"  
„Ihr könnt morgen weitersuchen",  
vertröstete Vater meine ältere  
Schwester und verabschiedete sie  
mit einem Klaps. Sie schenkte ihm  
**30 PERRY RHODAN**  
dafür einen schmachtenden Augenaufschlag.  
Kerinnja war schon eine junge Dame.  
Vierzehn. Mit einem Busen wie  
Mutter. Kerinnja ist sehr stolz darauf  
und sagt mir bei jeder Gelegenheit,  
daß ich nie so gut entwickelt  
werden würde wie sie. '  
„Du bist sieben, siehst aber aus wie  
ein Küken, das gerade aus dem Ei geschlüpft  
ist", hat sie mir einmal vorgehalten.  
Seitdem weiß ich, daß  
Hühner aus Eiern kommen. Ich  
könnte keines mehr essen.  
Vater kam ins Wohnzimmer und  
ließ sich in eine Sitzmulde sinken. Er  
verschwand fast darin. Mich *entdeckte*  
er nicht, ich war auch leicht  
zu übersehen. Kerinnja setzte sich zu  
ihm auf den Schoß.  
„Bist du nicht schon zu alt dafür?"  
meinte Vater.  
„Ich möchte nie erwachsen werden",  
sagte Kerinnja. Sie war intelligent  
und sehr schlau. Auch eine gute  
Schauspielerin. Wenn sie es wollte,  
war sie ein Baby. Aber sie konnte  
sich auch wie eine Dame benehmen.  
Neben ihr wirkte Mutter manchmal  
unscheinbar und naiv.  
„Was ist das für ein Job, den du in  
Aussicht hast?" fragte Kerinnja.  
„Das ist nichts für kleine Mädchen",  
sagte Vater. „Komm, geh auf  
dein Zimmer. Aldina und ich haben  
miteinander zu sprechen."  
Als Mutter mit dem Abendessen  
kam, trollte sich meine Schwester  
aus dem Zimmer. Sie war eingeschnappt,  
war aber selbst schuld  
daran, wenn Vater sie fortschickte.  
Diesmal war sie zu schlau gewesen.  
Mich übersahen Vater und Mutter  
jedoch, also blieb ich.  
Vater und Mutter begannen

schweigend zu essen.

„Also, was hast du in Aussicht?“

fragte Mutter schließlich, als sie ihre Neugierde nicht mehr zügeln konnte.

„Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich davon halten soll.“ Vater machte eine Pause. Er legte das Eßbesteck beiseite und stützte das Kinn in die Hände. Das tat er immer, wenn er nachdachte.

„Ich habe heute die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der behauptet, ein Agent der LFT-Regierung zu sein“, fuhr Vater fort. „Er bot mir an, für irgendeinen Geheimdienst zu arbeiten.

Zumindest nehme ich an, daß er einen Geheimdienst meinte, aber er drückte sich nicht klar aus. Er hat nur um die Sache herumgeredet und angedeutet, daß seine Organisation im Untergrund gegen subversive Elemente kämpfe. Auf Terra soll ein Großreinemachen stattfinden, und dafür braucht man erfahrene Männer wie mich.“

Mutter lachte spöttisch.

„Hast du gesagt, daß du nichts anderes kannst, als Vaku-Lotsen zu kontaktieren?“

„Habe ich“, sagte Vater leicht verbittert.

„Aber er meinte, daß es weniger auf die Ausbildung, als auf gewisse Fähigkeiten ankäme. Er kannte jedenfalls meine Personalakte.

Die Bezahlung wäre gut.“

„Und?“

„Ich werde ihn morgen wieder treffen. Da werde ich mehr erfahren. Wenn man ihm glauben kann, dann scheint es sich um eine geheime Kommandosache von höchster Regierungsstelle zu handeln. Bei unserem Gespräch ist auch der Name Homer G. Adams gefallen.“

„Der Krüppel?“

„Aldina!“

Ich erstarrte, als mich der Blick meiner Mutter traf.

„Was hast du denn hier verloren!“ herrschte sie mich an. „Ich dachte, du seist schon längst im Bett. Marsch,

*Die Zweidenker 31*

auf dein Zimmer, du ungehorsames

Ding!"

Ich huschte davon und floh auf mein Zimmer. Es war mir also doch noch gelungen, mich meinen Eltern bemerkbar zu machen. Wenn ich es mir überlegte, so war dies das erste und einzige Mal an diesem Tag.

Wir wohnten in einer Stadt unter dem Meer, Zwischen zwei Kontinenten, zwischen Europa und Asien, und das Meer, das über unserer submarinen Stadt lag, hieß an dieser Stelle Bosphorus.

Das wußte ich, weil ich zugehört hatte, als Vater es Kerinnja erklärte. Da ich sehr aufmerksam war, erfuhr ich auf diese Weise überhaupt sehr viel. So wußte ich auch, daß die Vorfahren von Vater und Mutter auch aus dieser Stadt auf zwei Kontinenten stammten, und daß wir nur deshalb bei der Rückkehr nach Terra uns in Istanbul niedergelassen hatten. Leider waren die Wohnungen in den Stadtteilen auf der Oberfläche schon alle vergeben, so daß wir mit dem Apartement in Submarine-Istanbul Vorlieb nehmen mußten. Ich sage leider, weil Kerinnja nicht damit zufrieden ist. Aber mir selbst gefiel es hier ganz gut. Ich ging jeden Tag auf Entdeckungsreise und konnte immer Neues finden.

Aber Kerinnja hätte lieber, wie in Suntown auf Gää, auf der Oberfläche gelebt. In einem Haus mit Fenstern, die einen Ausblick auf die üppige Parklandschaft boten. Mit dem weiten Himmel, den der Staubmantel bildete und in dessen Schleiern sich nachts das Licht der spärlich gesäten Sonnen brach.

Ich hatte diesen Anblick auch gerne gehabt, aber da ich ihn nicht mitnehmen konnte, fand ich mich damit ab. Es tat mir nur wegen Kerinnja leid, daß wir eine Wohnung ohne Fenster hatten.

Einmal hatte Kerinnja zu Vater gesagt:

„Warum ziehen wir nicht nach Schweden?“

„Warum ausgerechnet so hoch nach Norden?“ fragte Vater. Da ich den Grund kannte, platzte

ich heraus:

„Wegen des Nordlichts. Du selbst hast Kerinnja einmal erklärt, daß es dem Nachtschein der Provcon-Faust sehr ähnlich sei.“

„Wer hat dich denn gefragt!“ wies Vater mich zurecht. „Deine Schwester kann für sich alleine antworten.“ Das war mir eine Lehre gewesen, und ich überlegte es mir fortan gut, mich in Angelegenheiten zu mischen, die mich nichts angingen.

Als sich heute morgen Mutter mit Kerinnja aufmachte, um eine passende Ausbildungsstätte für sie zu suchen, da wäre ich gerne mitgekommen. Aber von mir aus sagte ich nichts, und da Mutter diesen Vorschlag auch nicht machte, blieb ich allein zurück.

Ich durchstreifte den ganzen Tag die Stadt unter dem Meer, ohne jedoch den Aufgang zur Oberwelt zu finden. Aber wenigstens war ich noch vor Mutter und Kerinnja zurück, so daß meine Abwesenheit keinem auffiel.

Normalerweise schlief ich bald nach dem Niederlegen ein. Ich brauchte nur die Geschehnisse des Tages noch einmal nachzuerleben und wurde davon so müde, daß mich der Schlaf von selbst überkam. Aber nicht so diesmal.

Ich hörte von Ferne die Stimmen-

### **32 PERRY RHODAN**

meiner Eltern, die mich seltsamerweise aufwühlten, statt mich einzuschlafen.

Und dann schreckte mich ein Geräusch vor meiner Tür hoch. Ich schwang mich aus dem Bett und lief hin. Als ich die Tür öffnete, stand Kerinnja draußen, die ich offenbar beim Lauschen ertappt hatte. Sie gab mir mit auf die Lippen gelegtem Zeigefinger zu verstehen, daß ich mich ruhig verhalten sollte. Dann flüsterte sie mir zu:

„Die machen wieder hohe Politik. Sie besprechen die Invasion der Loower.“ Ich nickte. Natürlich wußte ich, was sie meinte. Jedes Kind wußte über die fremden Invasoren Bescheid. Bei meinem Ausflug in die Stadt hatte ich überall Menschengruppen

getroffen, die dieses Thema diskutierten. Da ich hellhörig war, hatte ich genug aufgeschnappt, um mir ein Bild machen zu können. Vieles verstand ich natürlich nicht, aber mir war klar, daß die Loower im Solsystem nichts zu suchen hatten und nur Unruhe stifteten. •

„Wenn die Regierung keine Maßnahmen ergreift, müßte das Volk etwas unternehmen“, hörte ich Vater gerade sagen. Kerinna nickte zustimmend.

„Ich habe mich umgehört.

Alle sind der gleichen Meinung. Wozu haben wir unsere Flotte? Wozu gibt es die GAVÖK? Man sollte es diesen Loowern zeigen und nicht warten, bis sie ihre Macht gefestigt haben. Sonst schlittern wir in eine Neuauflage der Larenkrise.“

„Wir hätten in der Provcon-Faust bleiben sollen“, sagte Mutter.

„Wer wollte denn fort?“ erwiderte Vater. „Dich hat es ja zur Heimatwelt deiner Vorfahren gezogen. Du wolltest unbedingt zur Wiege der Menschheit zurück. Wenn ich das schon höre! Die Erde wird noch das Grab der Menschheit. Und die Loower sind unsere Totengräber.“

„Hör auf damit, Haman. Jetzt kannst du leicht gescheit reden. Aber warum hast du mich damals nicht zu überzeugen versucht, daß wir auf Gää sicherer wären? Du spielst auch sonst immer den Patriarchen. Du sorgst für die Familie, übernimmst die Erziehung der Kinder und setzt bei allem meine Zustimmung voraus. Einmal hast du mir nachgegeben, und jetzt hältst du es mir vor.“

„Ich mache dir keine Vorhaltungen. Im Gegenteil, du gibst mir die Schuld an deinem Fehler.“

„So kann man es natürlich auch sehen.“

„Wie auch immer. Wenn die Loower schon die LFT einlullen konnten, mit uns, dem Volk, werden sie kein so leichtes Spiel haben. Wir werden uns erheben wie ein Mann. Sollen sie es nur wagen, ihre Invasionstruppen auf Terra abzusetzen! Ich jedenfalls habe vorgesorgt.“

„Was redest du da, Haman!“

„Das sind keine leeren Worte. Sieh her.“

„Was ist das?“ Ich hörte Mutter rascher atmen. „Eine Waffe? Was willst du damit?“

„Meine Familie verteidigen. Und andere werden das auch tun. Wir werden bis zum letzten Mann kämpfen.“

„Ist es so ernst?“

„Man weiß nie...“

An den folgenden Geräuschen war zu erkennen, daß Vater sich von seinem Platz erhob. Als sich seine Schritte der Flurtür näherten, drängte mich Kerinnja in mein Zimmer, folgte selbst und schloß die Tür hinter uns.

„Haman will sicher nicht, daß wir etwas über diese Dinge wissen“, begründete meine Schwester ihre

*Die Zweidenker 33*

Handlungsweise/Sie lauschte an der Tür, und als es“ im Flur still wurde, atmete sie auf.

„Haman weiß, was er sagt“, meinte sie dann.“

„Werden die Loower kommen?“ fragte ich.

Kerinnja nickte ernst.

„Arme Baya“, sagte sie dann. Ich merkte, daß sie zitterte. „Wäre ich erst sieben Jahre, würde ich mich ebenso wie du fürchten. Aber habe keine Angst. Ich werde diese Nacht bei dir bleiben. Einverstanden?“

„Einverstanden“, sagte ich, obwohl ich ihr genausogut hätte klarmachen können, daß ich mich gar nicht fürchtete.

Sie schlüpfte zu mir ins Bett und drängte mich an die Wand.

„Ist es so recht, Baya?“ fragte sie.

„Du hast ganz kalte Füße, ich werde sie dir wärmen. Schlaf nur, es kann dir nichts geschehen. Hab keine Angst, kleine Baya ...“

Und sie drückte sich fester gegen mich, suchte unter der Decke meine Hand. Sie unterhielt sich noch eine Weile mit mir, aber ihre Stimme wurde immer leiser, bis sie sich in Schlaf geredet hatte und schließlich ganz verstummte. Jetzt erst fand ich

meine Ruhe und konnte ebenfalls einschlafen. Ich tat es in dem Bewußtsein, meiner doppelt so alten Schwester das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit zu geben.

Aber dieses Gefühl wurde bald von einem seltsamen und aufregenden Traum verdrängt. Er handelte von Unbekannten, die eigentlich nur Loower sein konnten.

In meinem Zimmer breitete sich Licht aus, als würde jemand vorsichtig und langsam an einem Dimmer drehen. Als das Licht eine gewisse Helligkeit erreicht hatte und man die Gegenstände darin verschwommen sehen konnte, wurde ein Summton hörbar.

Das Licht war orangefarbig, und der Summton paßte dazu. Ich empfand das Licht und den Klang als harmonisch.

Kerinnja rührte sich.

„Was ist das?“ fragte sie verschlafen.  
„Pst!“ machte ich. „Ein Traum.  
Verscheuche ihn nicht.“

Ich war nun hellwach, kletterte über meine Schwester, die Schwer wie ein Sack auf dem Bauch lag, und setzte mich an den Bettrand. Neugierig starre ich in die orange Dämmerung. Das konnte noch nicht alles sein. Es mußte noch etwas kommen. Und es kam noch etwas.

Der Summton wurde unhörbar, aber irgendwie konnte ich ihn noch spüren. Vater hatte Kerinnja einmal erklärt, daß Tiere eine feineres Gehör als Menschen hätten, und ich war sicher, daß unser Hund, den wir auf Gää besessen hatten, jetzt etwas hätte hören können.

Kerinnja begann sich unruhig hin und her zu wälzen, und ich kraulte sie im Nacken, wie ich es von Vater gesehen hatte. Ihr Schlaf wurde etwas ruhiger.

„Keine Angst, kleine Terranerin“, sagte eine fremdländisch klingende Stimme aus der Luft. „Dir soll nichts geschehen.“

„Das hat Kerinnja heute auch schon einmal zu mir gesagt“, erwiderte

ich.

„Wer ist Kerinnja?“

„Meine Schwester.“ Ich deutete auf sie. „Aber ich habe gar keine Angst. Wovor auch?“

„Mach trotzdem die Augen zu.“

„Warum?“

34 *PERRY RHODAN*

„Es ist besser, wenn du nicht siehst, was es sonst zu sehen gäbe.“

„Was denn?“

„Sollen wir dich in künstlichen Schlaf versetzen, kleine Terranerin?“

Ich mußte kichern. So hatte mich noch niemand genannt. Der Sprecher mußte also jemand sein, der kein Terraner war. Logisch, nicht?

War es nicht einmal ein Mensch?

fragte ich mich und preßte gehorsam die Augen zusammen. Ich tat dies besonders deutlich, mit entsprechender Grimasse und geballten Händen, damit es nicht auffiel, daß ich mogelte.

Ich war recht neugierig, und deshalb blinzelte ich.

In der Luft erschien eine Kugel.

Das heißt, es war keine richtige Kugel, sondern nur kugelig, aber so unregelmäßig wie ein unbekannter Eelsbrocken mit annähernder Kugelform.

Die nicht kugelrunde Kugel dehnte sich wie ein Luftballon aus.

Ein Luftballon aus Energie mit unregelmäßiger Form. Das Gebilde

wurde immer größer und einer Kugel immer unähnlicher. Als es fast so groß wie Vater war, teilte es sich.

Und aus der Energieblase wurden zwei Gestalten.

„Du hast wirklich keine Angst?“

fragte die eine Gestalt.

„Nein“, sagte ich und tat weiterhin so, als presse ich fest die Augen zusammen.

„Worum geht es? Ist das ein Spiel?“

„Ja ... vielleicht. Ich weiß nicht, was das ist.“

„Du weißt nicht, was ein Spiel ist?“ wunderte ich mich. „Ein Spiel ist zum Beispiel, wenn ich rate, wer du bist.“

Die eine Gestalt näherte sich der Tür meines Zimmers. Sie war sehr breit und wirkte gedrungen. Am breiten Rücken hatte sie ein Flügelpaar, vorne Stielaugen wie ein

Frosch, aber insgesamt sah sie aus  
wie einer von diesen terranischen  
Flugsauriern, die es nicht mehr gibt.  
Wie konnte ich nur von solch seltsamen  
Phantasiegeschöpfen träumen?  
So hatte ich mir Loower nie vorgestellt.  
Plötzlich erklang vom Korridor  
Gepolter. Vater begann mit verzweifelter  
Stimme Kerinnjas Namen zu  
rufen, Mutter schrie schrill. Kerinna  
sprang im Bett hoch. Sie starrte  
auf meinen Besuch und begann  
ebenfalls zu schreien. Ich konnte nur  
darsitzen und zuschauen.  
Etwas prallte gegen meine Zimmertür.  
Sie sprang auf, und Vater  
taumelte hinein. Er hielt die Waffe in  
der Hand, die er Mutter vor dem  
Schlafengehen gezeigt hatte.  
„Sie sind da!“ schrie er und fuchtelte  
mit der Waffe durch die Luft. „Die  
Invasion der Loower hat begonnen.“  
Kerinna sprang aus dem Bett und  
lief zu ihm. Er drückte sie fest an sich  
und wich mit ihr zur Wand zurück,  
die Waffe gegen meine beiden Besucher  
erhoben. Aber er drückte nicht  
ab. Er erstarrte mitten in der Bewegung,  
gerade als er den Zeigefinger  
über der Auslösetaste krümmte. Und  
in dieser Stellung blieb er stehen.  
Auf dem Korridor war immer noch  
wüstes Gepolter zu hören. Ich sah eine  
unförmige Gestalt vorbeihuschen  
und wußte, daß zumindest noch ein  
dritter Besucher gekommen sein  
mußte. Dann tauchte draußen wieder  
Mutter auf. Sie warf einen Blick  
in mein Zimmer, sah mich, und ich  
hatte den Eindruck, daß mein Anblick  
sie beruhigte.  
Sie verschwand, kehrte jedoch  
wieder zurück und stolperte zu mir  
ins Zimmer.  
„Baya, was für ein Glück ...“  
Dann sah sie die beiden Fremden  
und schrie. Ihr Schrei verstummte  
*Die Zweidenker 35*  
wie abgeschnitten, als einer der Besucher  
eine Bewegung machte. Diese  
Bewegung genügte, um auch Mutter  
erstarren zu lassen.  
„Sind sie tot?“ fragte ich und spürte,  
wie mir die Tränen aufstiegen. Ich  
mochte so garstige Dinge nicht einmal

träumen! „Warum bewegen sie sich nicht mehr?“  
„Sie sind befriedet, sonst nichts“, sagte der Fremde, der mir am nächsten stand. Er stieß einige seltsame Laute aus, und gleich darauf kamen noch zwei von seiner Sorte zu mir ins Zimmer, so daß sie nun vier waren. Langsam wurde es etwas eng.  
„Wenn du willst, erleichtern wir dir die Lage auch“, bot der Fremde vor mir an. „Das muß alles sehr schrecklich für dich sein.“  
„Ich möchte aufwachen“, sagte ich und preßte die Augen fest zusammen. Diesmal mogelte ich nicht. „Ihr habt meiner Schwester und meinen Eltern weh getan.“  
„Das stimmt nicht“, sagte der Fremde, den ich nun nicht sehen konnte. „Sie haben nichts gespürt und werden auch nachher keine Schmerzen haben.“  
„Warum habt ihr das mit ihnen getan?“  
„Wir werden später alles erklären. Aber jetzt müßt ihr mitkommen.“  
„Wohin?“  
Unwillkürlich öffnete ich wieder die Augen. Vater und Kerinnja standen jetzt in der Mitte des Zimmers. Haman hatte immer noch schützend den Arm um sie gelegt. Mutter schwiebte gerade heran, auch sie rührte sich noch nicht. Ich begann zu weinen, obwohl ich es nicht wollte.  
„Euch wird nichts geschehen, kleine Terranerin.“  
Die drei anderen gaben fremdartige Laute von sich, der vierte, der mir in meiner Sprache Rede und Antwort stand, antwortete auf dje gleiche Weise. Dann fragte er mich:  
„Willst du nicht lieber auch schlafen?“  
„Ich möchte aufwachen!“ rief ich.  
„Du bist wach!“  
„Ist das - Wirklichkeit?“  
Der Fremde gab nicht sofort Antwort. Wieder wechselte er einige Laute mit den anderen, dann sagte er zu mir:  
„Du scheinst mit der Wahrheit fertig werden zu können. Ja, wir sind echt. Das sind reale Geschehnisse. Wir sind Loower und laden euch zu

einem Besuch auf dem Mars ein." „Mars?" wunderte ich mich. Dann fielen mir meine Eltern und meine Schwester ein. „Laßt sie frei. Quält sie nicht länger. Nehmt mich statt ihrer mit."

„Wir nehmen euch alle mit. Seid ihr vier die ganze Familie?"

„Ja - aber nehmt nur mich."

„Still, kleine Terranerin. Mach es uns nicht schwer, sonst..."

Er hatte wohl vorgehabt, eine Drohung auszusprechen, tat es dann aber doch nicht. Ich straffte mich.

„Ihr könnt mir nichts anhaben", sagte ich.

„Das haben wir auch gar nicht vor."

„Ehrlich?"

„Uns wäre es lieber gewesen, ihr wäret freiwillig mitgekommen. Aber du hast selbst gesehen, wie sich die anderen gebärdet haben. Wirst du vernünftig bleiben, kleine Terranerin?"

„Nur wenn ihr mir versprecht, daß Kerinnja, Haman und Aldina nichts geschieht."

„Das versprechen wir. Und jetzt komm zu uns. Das Transportfeld ist nicht groß genug, um dich dort zu erreichen, wo du bist."

Ich erhob mich vom Bett und kam

36 *PERRY RHODAN*

zu den Fremden. Aber ich wich ihnen aus und gesellte mich zu Kerinnja und meinen Eltern. Sie waren wie steifgefroren, aber wenigstens nicht kalt.

Wieder entstand die Energieblase, aber diesmal war ich miteingeschlossen.

Und meine Eltern und meine Schwester auch. Und die zwei weiteren Fremden gesellten sich noch dazu.

Es wurde still. Dann dunkel. Und wieder hell. Die Energieblase verflüchtigte sich, und ich konnte wieder in mein Zimmer sehen.

Ich atmete auf, war aber gleichzeitig auch etwas enttäuscht. Es war doch alles nur ein Traum gewesen. Oder, besser gesagt, eigentlich ging der Traum noch weiter. Ich konnte

die vier Fremden noch sehen. Und  
meine Schwester und meine Eltern  
waren immer noch stocksteif.  
Aber das würde sich gleich ändern.  
Ich kümmerte mich um nichts mehr,  
was um mich war, und ging ins Bett.  
Ich zog mir die Decke über den Kopf  
und redete mir fest ein, daß ich dadurch  
den Traum verscheuchen  
könnte.  
Ich ließ einige Zeit verstreichen,  
dann öffnete ich die Augen und warf  
die Decke ab. Mein Zimmer war  
nicht mehr orangefarben erhellt.  
Kerinnja lag neben mir. Sie atmete  
ruhig. Ich hob ihren Arm und ließ  
ihn lös. Er fiel kraftlos auf die Decke.  
Sie schlief tief und fest.  
Die Fremden waren verschwunden.  
Ich kroch vorsichtig aus dem Bett  
und lief leise zur Tür. Ich öffnete sie  
und blickte hinaus. Niemand war da.  
Nur das Nachtlicht brannte im Korridor.  
Ich schlich zur Schlafzimmertür  
meiner Eltern, lauschte und öffnete  
sie dann vorsichtig.  
Haman Gheröl und Aldina Feyrön  
lagen entspannt in ihren Betten. Beruhigt  
kehrte ich in mein Bett zurück  
und war sofort eingeschlafen.  
Irgendwann wachte ich durch laute  
Stimmen auf. Ich wischte mir die  
Augen aus und sah Vater im Nachtgewand,  
wie er vor meinem Bett  
kniete und Kerinnja fest an sich  
drückte, die trocken schluchzte.  
„Was für ein Glück! Was für ein  
Glück!“ rief Vater immer wieder.  
„Dann habe ich wohl doch nur  
schlecht geträumt. Aber es war alles  
so echt, als hätte die Invasion der  
Loower tatsächlich stattgefunden.  
Es war eine kritische Situation, und  
ich mußte um euch kämpfen.“  
Als er geendet hatte, sagte Kerinnja:  
„Ich habe ähnlich geträumt. Ich  
konnte das Massaker der Loower wie  
eine Außenstehende beobachten. Ich  
warf mich dir in die Arme - und  
dann habe ich meinen Tod miterlebt  
... Es war schrecklich!“  
„Was ist nur mit uns passiert!“ hörte  
ich Mutter im Hintergrund mit

zittriger Stimme sagen. „Wie kann man es erklären, daß wir alle drei das gleiche träumen. Auch mir war, als sei eine Meute von Loowern in unsere Wohnung eingedrungen und ...“

Es versagte ihr die Stimme. Niemand fragte mich, ob ich ein ebensolches Traumerlebnis gehabt hätte.

Ich wollte gerade den Mund auftun, um mich bemerkbar zu machen, aber da sagte Vater:

„Zerbrechen wir uns nicht den Kopf über die Ursache unserer Träume. Hauptsache, es ist nichts passiert, und wir sind noch in unseren eigenen vier Wänden.“

„Das ist ein Irrtum“, sagte da die bekannte Stimme aus meinem Traum. „Sie befinden sich nicht mehr in Ihrem Zuhause auf der Erde, sondern in der Neunturmanlage auf

*Die Zweidenker 37*  
dem Mars. Diese Räume wurden nur der besseren Eingewöhnung wegen adaptiert. Aber betrachten Sie sich nicht als Gefangene, sondern als unsere Gäste. Ihnen soll kein Leid geschehen.“ Danach herrschte eine ganze Weile Schweigen. Kerinnja, Haman und Aldina rührten sich nicht, sie waren so bewegungslos wie in meinem Traum, der gar kein Traum gewesen war.

„Glaubt ihm“, sagte ich in die Stille. „Er sagt die Wahrheit. Ich weiß, daß er nicht lügt.“

Aber Mutter schien mich gar nicht zu hören, oder sie gab nichts auf meine Worte. Sie ging mit seltsam klagenden Lauten in die Knie und fiel zu Boden, wo sie wimmernd liegen blieb. Und ich hatte nicht die Kraft und den Mut, mich um sie zu kümmern. Vermutlich hätte eine solche Geste sie auch zu sehr befremdet. Sie tat mir leid. Und Kerinnja und Vater ebenso.

Aber wie hätte ich ihnen begreiflich machen können, daß wir hier in guter Obhut waren? Sie hörten ja nicht auf mich.

5.

Hergo-Zovran erlebte in seiner Türmerstube Goran-Vrans Leidensweg

mit. Als der junge Loower, der durch den Unfall die Fähigkeit des entelechischen Denkens verloren hatte, schon beim ersten Kontakt mit menschlichen Marskolonisten fast sein Leben eingebüßt hatte, war der Türmer nahe daran gewesen, ihn einfach zurückzuholen.

Aber Goran-Vran ertrug diese Demütigungen überraschend gefaßt, so daß Hergo-Zovran nicht einzuschreiten brauchte. Außerdem dachte der Türmer bei sich, daß der Tod für den unglücklichen Loower wahrscheinlich als Erlösung anzusehen war. Doch entging Goran-Vran der Selbstjustiz der Marskolonisten. Er wurde von einigen von ihnen, die ihren kühlen Verstand bewahrt hatten, in sicheren Gewahrsam genommen und tags darauf den Behörden übergeben.

Der Türmer erwartete halb und halb, daß man den Loower nun zur Neunturmanlage zurückbringen würde. Doch der Psychologe Lank-Grohan, der die Menschen doch schon recht gut zu kennen schien, behielt recht. Er hatte gesagt:

„Wenn die Terraner wirklich eine friedliche Lösung des Problems anstreben, dann werden auch sie versuchen, unsere Mentalität zu erforschen.

Und wie ginge das besser als durch das Studium eines von uns. Ich vermute, daß sie Goran-Vran zur Erde bringen werden, um zu versuchen, alles Wissenswerte über uns von ihm zu erfahren. Darauf stützt sich mein Plan.“

Und so geschah es tatsächlich.

Hergo-Zovran, der die Geschehnisse wie durch Goran-Vrans Augen miterlebte, war dabei, als ein Gleiter den Loower von Penders Farm abholte und zum Raumhafen der Weltraumakademie brachte. Dort wurde er auf einen Kugelraumer überstellt, der ihn zur Erde brachte.

Der Türmer verlor den Kontakt zu seinem Agenten nur für wenige Augenblicke während der kurzen Linearetappe.

Dann war er wieder dabei,

als das Raumschiff in die irdische Atmosphäre einflog und auf einem kleinen, unbedeutenden Landeplatz in Terrania-City niederging.

Goran-Vran wurde im Schutz von unsichtbar machenden Energien, die die Terraner Deflektorfelder nann-

**38 PERRY RHODAN**

ten, in eine subplanetare Anlage gebracht.

Es handelte sich um einen ausgedehnten und gut geschützten Stützpunkt in Tiefbunkeranlagen, von deren Existenz Hergo-Zovran bis jetzt noch nichts gewußt hatte. Die Terraner nannten diesen Stützpunkt Imperium-Alpha.

Goran-Vran mußte eine Reihe von Kontrollen passieren und wurde dabei förmlich durchleuchtet. Aber das Übertragungsgerät, das in einer seiner Körperplatten versteckt war, fand man nicht. Das heißt, die Terraner registrierten es zwar als technisches Gerät, aber sie fanden seine Funktion nicht heraus, so daß eine weitere Bild- und Tonübermittlung garantiert war.

Angesichts dieser gigantischen Anlage und des ausgeklügelten Sicherheitssystems kam dem Türmer

der Gedanke, daß dies vielleicht der Ort war, wo die Terraner das Auge versteckt hielten. Für sie konnte es keinen sichereren Ort für die Aufbewahrung eines solchen Wertgegenstands geben. Und insgeheim beglückwünschte er Lank-Grohan, der die Idee gehabt hatte, den Entelechie-Versehrten Goran-Vran auf diese Mission zu schicken. Vielleicht konnte er sein Volk auf diese Weise zu dem Versteck des Auges führen.

Am liebsten hätte Hergo-Zovran sofort ein Einsatzkommando aus seinen fähigsten Leuten zusammengestellt, um es in den terranischen Stützpunkt zu schicken. Aber er erinnerte sich des Versprechens, das er dem Psychologen Lank-Grohan gegeben hatte, und wahrscheinlich war es auch wirklich noch zu früh, Maßnahmen zu ergreifen. Aber der

Türmer verfolgte Goran-Vrans Weg  
durch die unterirdischen Anlagen  
von nun an mit erhöhter Spannung.  
Gerade als schwerbewaffnete Terraner  
den jungen Loower einer  
Gruppe von Männern übergaben, die  
allem Anschein nach Wissenschaftler  
waren (das schloß Hergo-Zovran  
aus ihrer Bekleidung, bei der es sich  
nicht um „Uniformen“ handelte, und  
aus der Tatsache, daß sie unbewaffnet  
waren), wurde der Türmer gestört.  
Lank-Grohan meldete sich.  
„Entschuldige die Belästigung,  
Türmer“, entschuldigte sich der Wissenschaftler.  
„Aber du wolltest sofort  
informiert werden, wenn die  
terranische Familie in der Neunturmanlage  
eingetroffen ist. Und das  
ist geschehen.“  
Hergo-Zovran schaltete die Übertragung  
aus und ließ die weiteren  
Geschehnisse um Goran-Vran aufzeichnen.  
Er konnte sie auch später  
studieren.  
„Ist die Aktion ohne Komplikationen  
verlaufen?“ fragte der Türmer.  
„Die Aktion unseres Kommandos  
wurde von außenstehenden Terranern  
nicht bemerkt“, antwortete  
Lank-Grohan. „Es hat sich bewährt,  
daß beim ersten Besuch Terras von  
den Mitgliedern der dich begleitenden  
Delegation Peilsender an allen  
strategisch wichtigen Orten, zu denen  
ihr gekommen seid, hinterlegt  
worden waren. Das erleichterte es  
dem Einsatzkommando, unbemerkt  
in eines der terranischen Ballungszentren  
zu gelangen. Unsere Familie  
stammt aus der Stadt Istanbul. Niemand  
hat ihr Verschwinden bemerkt.“  
„Wie sind die Reaktionen der Betroffenen?“  
erkundigte sich Hergo-  
Zovran.  
„Unterschiedlich“, antwortete  
Lank-Grohan. „Diese Familie besteht  
aus vier Mitgliedern: dem Vater,  
der zugleich auch das Familien-  
*Die Zweidenker* 39  
Oberhaupt ist, der Mutter, der die Betreuung  
der beiden Kinder obliegt -  
und aus den beiden Kindern selbst.

Leider sind beide Kinder weiblichen Geschlechts, was mir als eine ungünstige Konstellation erscheint. Aber insgesamt entspricht diese Familie trotzdem dem terranischen Durchschnitt. Bei den beiden weiblichen Jungterranern handelt es sich natürlich um die leiblichen Kinder der Erwachsenen."

Hergo-Zovran war es nicht unbekannt, daß die Terraner in Familienverbänden zusammenlebten. Er hatte auf seinen Reisen durch die Galaxien viele Fremdvölker kennengelernt, bei denen es Brauch war, daß Kinder von ihren leiblichen Eltern großgezogen und behütet wurden. Aber in der Regel traf man diese Sitte nur bei unterentwickelten Völkern an, die noch nicht die Raumfahrt kannten. Wenn ein Volk nach den Sternen griff, dann hatte es sich zumeist auch soziologisch und geistig weiterentwickelt und zu einer dem kosmischen Gedanken entsprechenden Form des Zusammenlebens gefunden.

Aber wie konnten sich Kinder weiterentwickeln, wenn sie von ihren Eltern erzogen und nach deren Idealen geformt wurden? Diese Form der Erziehung war eine repressive. Es war unter diesen Umständen unerklärlich, wie die Menschen in dieser Galaxis ihre Position behaupten konnten, ja, sogar eine führende Rolle gewonnen hatten. Wahrscheinlich wären sie schon viel weiter - und mächtiger -, wenn sie weniger traditionsverbunden gewesen wären und die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfäder nicht zu den Sternen getragen hätten.

Die Kinder der Loower kannten ihre Eltern nicht. Sie wuchsen frei und ohne die Diktatur eines Erziehers auf, wurden nicht dressiert und nicht nach Idolen oder Leitbildern geformt. Loowerkinder konnten sie selbst sein.

Einen heranreifenden Loower brauchte man nicht zur Entelechie zu zwingen. Er fand allein zu ihr. Einem Loower brauchte nicht eingehämmert

zu werden, daß er nur im Kollektiv mit den anderen ein vollwertiger Loower war. Darauf kam er von selbst. Und niemand brauchte einem Loower zu sagen, daß es keinen erstrebenswerteren Lebensinhalt als die Auffindung jener einen Materiequelle gab. Das sagte ihm sein Verstand.

Das war der beste Beweis dafür, daß Intelligenzwesen schon von ihrem ersten Atemzug, schon vom ersten Schrei der Geburt an, mündig waren. Aber soweit, um dies zu erkennen, waren die Terraner nicht.

Und hätte es sich bei ihnen nicht um so schnellebige Wesen gehandelt, um wahre Evolutionsstürmer, hätten sie in diesem Universum vermutlich keine Überlebenschance gehabt. Sie wurden von ihrer eigenen technischen Entwicklung überrollt und schafften es auf fast wundersame Weise dennoch, geistig hoffnungslos nachhinkend, sich auf einem die Existenz sichernden Niveau zu halten.

Aber das waren längst Binsenweisheiten. Diese Aspekte der terranischen

Zivilisation wären bekannt, wenn sie deshalb noch lange nicht verständlicher wurden.

„Das ist keine Antwort auf meine Frage“, sagte der Türmer. „In welchem Zustand befinden sich die vier Terraner?“

„Bedingt durch ihre psychische Instabilität und durch die Tatsache begründet, daß sie monoide Gehirne haben, also keine zwei Bewußtseine“,

**40 PERRY RHODAN**

führte Lank-Grohan umständlich aus, „haben sie einen Schock erlitten. Ihr Nervensystem ist erschüttert, ihr Gefäßsystem zeigt Lähmungserscheinungen.

Das wirkt sich bei jedem von ihnen anders aus. Haman, das Familienoberhaupt, läßt verstärkte Aggressionen erkennen. Aldina, die Mutter, ist introvertiert und fast unansprechbar. Kerinnja, die ältere Jungterraneerin, zeigt Anzeichen von Hysterie - ein Zustand, jenem ähnlich, der bei einem Loower eintreten

müßte, wenn er *dem Feind* gegenüberstünde.

Baya dagegen, die jüngste Terranerin, scheint ihre Furcht zu übercompensieren, indem sie sich betont unbefangen gibt. Aber mit ihr läßt es sich wenigstens am leichtesten arbeiten. Sie zeigt sich sehr aufgeschlossen. Schwer zu sagen, wie sie reagieren wird, wenn die Schockwirkung nachläßt."

„Wird das lange dauern?"

„Die Terraner besitzen Medikamente, um den Schock wirkungsvoll zu bekämpfen", antwortete Lank-Grohan. „Aber es wäre für uns zu riskant, diese zu beschaffen. Ich glaube jedoch, den Schock mit psychologischen Therapien abbauen zu können."

„Melde es mir, wenn die terranischen Versuchspersonen wieder normal sind", sagte der Türmer abschließend.

„Ich werde mich dann mit ihnen befassen."

Damit unterbrach er die Verbindung und widmete sich einem aktuelleren Thema: Goran-Vran, dem loowerischen Mittelsmann auf Terra. Aber die Bild-Ton-Aufzeichnung von dessen Eintreffen in dem terranischen Stützpunkt Imperium-Alpha brachte keine neuen Erkenntnisse.

Goran-Vran wurde von den Wissenschaftlern an ein Gremium terranischer Militärs weitergereicht und über einen Translator verhört. Unter den Befragern war keiner der namhaften Terraner, mit denen Hergo-Zovran bisher Kontakt gehabt hatte. Weder Julian, noch Tek noch dessen Gefährtin Jennifer waren bei dem Verhör anwesend, nicht einmal einer von den Wissenschaftlern, die an der ersten Verhandlungsrunde auf der THAMID teilgenommen hatten. Das zeigte dem Türmer, daß es sich hier höchstens um eine erste Voruntersuchung handeln konnte, bei der es galt, Goran-Vrans Geschichte zu erfahren.

Goran-Vran machte seine Sache gut. Er erzählte den Terranern, daß er beim Bau der Neunturmanlage mitgewirkt hatte und nach deren Fertigstellung

die ihm zustehende Ruhepause  
dazu genützt habe, die marsianische  
Landschaft zu erforschen.  
Er begründete dies mit der Ähnlichkeit  
des Mars zu seiner Geburtswelt  
Alkyra-II und vermischt so recht  
geschickt die Wahrheit mit Erfundenem.  
Wäre Goran-Vran noch im Besitz  
seines Tiefenbewußtseins gewesen,  
hätte er nicht so glaubwürdig  
gewirkt. Als Zweidenker hätte er  
sich in seinem Tiefenbewußtsein seine  
ureigenste Persönlichkeit bewahrt,  
und mit dem Ordinärbewußtsein  
wäre es ihm nicht möglich gewesen,  
sich selbst so glaubhaft zu  
verleugnen.

Aber Goran-Vran, der keinerlei  
Hemmung besaß, konnte den Terranern  
weismachen, daß er zu weit von  
der Neunturmanlage abgekommen  
war und dann nicht mehr zurückfand.  
In dieser Situation war er den  
Marskolonisten begegnet.

Die terranischen Befrager gaben  
sich anscheinend vorerst mit dieser  
Geschichte zufrieden und brachten  
Goran-Vran unter. An verschiede-

*Die Zweidenker 41*  
nen Einzelheiten war zu erkennen,  
daß die Terraner sich Mühe gaben,  
die Verhältnisse in dem Raum Goran-  
Vrans Bedürfnissen anzupassen.  
Aber es war ein etwas linksicher  
Versuch.

Die dem loowerischen Körperbau  
angepaßten Einrichtungsgegenstände  
wirkten improvisiert, die Liege,  
die man als Ruhestätte für Goran-  
Vran gedacht hatte, wirkte auf den  
Türmer wie ein Folterinstrument,  
und trotz aller Bemühungen konnten  
die Terraner nicht einmal eine  
Lichtquelle installieren, deren  
Schein von Goran-Vrans Sehorganen  
nicht als unangenehm empfunden  
worden wäre.

Der Türmer hatte Mitleid mit seinem  
Spion, aber er konnte ihm keine  
Erleichterung schaffen. Es war ihm  
nicht einmal möglich, ihm auf den  
Stoßseufzer zu antworten den Goran-  
Vran von sich gab, als er allein

war.

„Hier komme ich entweder vor  
Schwermut um“, sagte Goran-Vran.

„Oder ich werde zu einem loowerischen  
Terraner. Ich weiß nicht, was  
wünschenswerter wäre.“

Der Türmer schaltete die Direktübertragung  
aus. Es war wieder Zeit  
für die Abstrahlung des Impulses,  
der nicht nur ein Funkfeuer zur  
Orientierung für die über das Universum  
verteilten Splittergruppen  
des loowerischen Volkes war. Der  
Impuls der Marsturmanlage war gegenüber  
den anderen modifiziert. Er  
enthielt für die Loower die verheißungsvolle  
Botschaft, daß die gesuchte  
Materiequelle gefunden war.  
Und für den Finder dieser Materiequelle,  
den Quellmeister Pankha-

Skrin, war der Impuls der Wegweiser  
zum Versteck des Schlüssels zu  
der Materiequelle.

Wie nahe war der Quellmeister bereits?

Wie viele Intervalle würden  
noch verstreichen, bis er ins Solsystem  
kam? Würde man genug Zeit  
haben, das Auge rechtzeitig zu beschaffen,  
um es ihm bei seinem Eintreffen  
präsentieren zu können?

Es mußte gelingen! Der Türmer  
vom Mars lebte nur noch dafür. Was  
für eine Aufgabe, Welch schöner Lebensinhalt,  
ein solch großes Ziel anzustreben!

Der Türmer ließ diese Gedanken  
auf sich einwirken, bevor er sich  
entschloß, sein Interesse wieder der  
terraniischen Familie zuzuwenden,  
auf der im Augenblick seine Hoffnungen  
ruhten.

Hoffentlich war der Schock abgeklungen,  
damit Lank-Grohan mit der  
zielführenden Arbeit beginnen  
konnte.

Haman Gheröl war zu allem entschlossen.  
Seine erste Wut war verraucht. Er  
hatte eingesehen, daß es ihm nichts  
einbrachte, wenn er die Einrichtung  
demolierte. Die Loower hinderten  
ihn nicht daran, sondern ließen ihn  
sich austoben. Die Einsicht, daß er  
mit seinem Zerstörungswerk nur  
sich selbst schadete, brachte in seinem  
Denken schließlich die Wende.

Er beruhigte sich nach außen hin und hoffte, daß die Loower ihn nun für „gezähmt“ hielten.

„Kann man jetzt mit dir reden, Haman?“ fragte eine akzentuierte Stimme aus der Luft.

„Mit wem habe ich es eigentlich zu tun?“ fragte er, ohne aufzublicken. Haman saß allein am Eßtisch. Aldina und die Kinder waren im eiterlichen Schlafgemach. Die anderen Räumlichkeiten waren praktisch unbenutzbar. Haman hatte sich dort

42 PERRY RHODAN

ausgetobt und alles zerschlagen, was irgendwie zu zerschlagen war.

„Ich heiße Lank-Grohan. Aber du kannst mich Lank nennen.“

„Okay, Lank“, sagte Haman und blickte immer noch nicht auf. „Mit mir kann man immer reden.“

„Dann komme ich zu dir.“

„Moment!“ Haman sprang von seinem Platz auf und blickte sich suchend um. „Da ist noch ein Problem.

Ich weiß nicht, wie meine Frau und die Mädchen bei deinem Anblick reagieren würden. Kann ich nicht zu dir kommen?“

„Deine Frauen werden sich an mich gewöhnen müssen. Ich habe vor, von Angesicht zu Angesicht mit ihnen zu arbeiten.“

„Es sind nicht *meine Frauen*“, erregte sich Haman. „Die beiden Mädchen sind meine Töchter - und außerdem noch Kinder.“

„Entschuldige, Haman. Es war nicht so gemeint. Kann ich also kommen?“

„Ich weiß nicht recht...“ Haman tat, als müsse er sich die Sache überlegen.

„Ich möchte, daß sich vor allem die Kinder erst ein wenig eingewöhnen, bevor sie mit einem von euch konfrontiert werden. Können wir uns nicht außerhalb der Wohnung treffen?“

Haman sagte absichtlich „Wohnung“ und nicht „Gefängnis“, weil er in den Loowern den Eindruck erwecken wollte, als hätte er sich bereits akklimatisiert.

„Das ließe sich schon machen“, sagte die Stimme aus der Luft. „Deine

Wohnungstür ist offen. Dahinter ist ein Verbindungsgang. An seinem Ende liegt ein neutraler Raum. Wäre er dir als Treffpunkt recht?"

„Wann?“

„Sofort, wenn du willst.“

„In Ordnung.“

Haman erhob sich und ging ins Schlafzimmer. Kerinnja sah ihm mit großen, ängstlichen Augen entgegen, Baya saß mit stupidem Gesichtsausdruck neben ihr. Aldina lag apathisch auf dem Bett, sie blickte nicht einmal auf, als er hereinkam.

„Alles in Ordnung“, sagte Haman zu seinen Kindern und drückte Kerinnja

kurz an sich. Baya lächelte ihn dümmlich an. Haman wandte sich schnell von ihr ab. Er war schon immer der Meinung gewesen, daß sie geistig etwas zurückgeblieben war, und ihr Verhalten in dieser Situation bestärkte ihn nur in seiner Ansicht.

Sie schien überhaupt nicht mitzubekommen, was überhaupt los war, und Haman beneidete sie fast darum.

Er beugte sich über seine Frau und schläng seine Arme um ihren Körper.

Für die beobachtenden Loower mußte es so aussehen, als nehme er von ihr Abschied. Aber in Wirklichkeit langte er unter ihren Rücken, wo sie den Fauststrahler versteckt hatte.

Als er sein Gesicht an ihrer Wange rieb, flüsterte er ihr ins Ohr:

„Ich werde es jetzt tun. Die Gelegenheit ist günstig. Sei tapfer und - kein Wort zu den Kindern.“

Er holte verstohlen die Waffe unter ihrem Rücken hervor und schob sie sich unters Hemd. Dann erhob er sich und verließ das Zimmer. Er spürte förmlich Kerinnjas Blicke in seinem Rücken, aber er zwang sich, sich nicht nach ihr umzudrehen. Ihr mitleiderregender Anblick hätte ihm die Sache nicht gerade erleichtert.

Er erreichte die Tür und stellte fest, daß sie sich tatsächlich öffnen ließ. Dahinter war ein langer, schmaler Korridor, der in das orangefarbene Licht gehüllt war, das alle Dinge von sich aus leuchten ließ und ihnen eine gewisse Art von Transparenz gab.

**Die Zweidenker 43**

Arn Ende des Ganges war eine neuneckige  
Öffnung. Haman trat hindurch  
und kam in einen kahlen  
Raum, der etwa so groß war wie ihr  
Schlafzimmer. Darin stand ein Loower.  
Ohne lang zu überlegen, holte Haman  
den Strahler hervor und schoß.  
Der Energiestrahl erfaßte die Gestalt  
und brachte sie zur Auflösung.  
Das war alles. Haman wußte sofort,  
daß man ihn genarrt hatte.  
Links von ihm ertönte die bereits  
bekannte Stimme des Loöwers.  
„Habe ich dich also richtig eingeschätzt,  
Haman“, sagte Lank-Grohan.  
„Du hast deine Aggressionen  
noch immer nicht abgebaut. Warum  
wolltest du mich töten?“  
„Das fragst du noch, du Bastard!“  
schrie Haman in maßloser Wut. „Ihr  
okkupiert die Erde! Habt ihr in einer  
Blitzoffensive unseren Widerstand  
gebrochen. Ihr habt uns gefangengenommen  
und verschleppt! Glaubst  
du, das würde sich ein Mensch alles  
einfach bieten lassen?“  
„Wir haben die Erde nicht erobert“,  
erklärte Lank-Grohan. „Alles, was  
wir taten, war, dich und deine Familie  
zum Mars zu bringen. Wir wollen  
bloß mit euch reden und euch unseren  
Standpunkt klarmachen. Auf  
der Erde geht das Leben wie immer  
weiter.“  
„Und das soll ich glauben?“  
„Ich kann es dir beweisen. Ich  
kann dir Liveaufnahmen aus allen  
Städten der Erde zeigen, von jedem  
gewünschten Ort. Du wirst sehen,  
daß nichts sich verändert hat.“  
„Darauf falle ich nicht herein“,  
sagte Haman, der sich nur zu deutlich  
daran erinnerte, wie perfekt die  
Illusion des Loöwers gewesen war,  
auf den er das Feuer eröffnet hatte.  
Dabei war es bloß eine immaterielle  
Projektion gewesen. Er hätte sich  
deshalb ohrfeigen können. Eine  
zweite Chance, einen Loower vor den  
Strahler zu bekommen, würde es  
nun nicht mehr geben. „Ihr könnt  
mir alles mögliche vorgaukeln. Aber

ich weiß, was ich weiß. Für mich herrscht Krieg zwischen Terranern und Loowern, und nur wenn ich zur Erde zurückkehre und alles wie früher vorfinde, will ich etwas anderes glauben."

„Du kannst gehen, Haman.“  
Haman durchsuchte den kahlen Raum nach einer verborgenen Tür.  
Nachdem seiner Suche kein Erfolg beschieden war, kehrte er in den Wohntrakt zurück. Hinter ihm fiel die Tür zu, und als er sich daran versuchte, ließ sie sich nicht wieder öffnen.  
Es hatte auch keinen Sinn, sie mit dem Strahler gewaltsam aufzubrechen zu versuchen. Er hatte es schon einmal versucht und dabei feststellen müssen, daß sich bei einer Energieentladung ein Absorberfeld aktivierte.

Haman blieb einige Minuten an der Tür stehen, um sich zu beruhigen, dann kehrte er ins Schlafzimmer zurück. Als er dem Blick seiner Frau begegnete, schüttelte er den Kopf. Sie wußte, was das bedeutete und welche Konsequenz er daraus ziehen mußte. Sie hatten schon alles besprochen, und Aldina hatte ihr Einverständnis gegeben.

Sie sprang vom Bett auf, lief zu ihm und umarmte ihn.

„Bitte tu es, Haman“, sagte sie mit tränenerstickter Stimme. Dabei preßte sie ihren Körper fest gegen den Lauf der Strahlenwaffe. „Mach schnell, bevor mich der Mut verläßt.“  
Er schloß die Augen und drückte ab.

Nichts passierte. Er drückte wieder ab, und immer wieder. Aber der Strahler zündete nicht.

#### 44 PERRY RHODAN

Mit einem Wutschrei stieß Haman seine Frau von sich, setzte sich die Waffe an die Brust und schaltete auf Dauerfeuer. Aber die Waffe zeigte keine Reaktion, als sei sie ohne Energie. Wütend schleuderte er den Strahler von sich, sank zu Boden und ließ sich gehen. Er konnte es nicht verwinden, daß ihnen die Loower nicht einmal die Möglichkeit gelassen hatten,

sich durch Freitod ihrem Zugriff zu entziehen.

Die Speisen sahen verlockend aus, aber Haman rührte sie nicht an.

„Ich habe Hunger“, sagte Kerinnja und blickte scheu zu ihm.

„Du wirst nichts davon anrühren“, sagte Haman streng. „Keiner von uns wird die Speisen anrühren. Wir befinden uns im Hungerstreik.“

Als Baya verstohlen nach einer der Köstlichkeiten auf dem Tablett greifen wollte, schlug ihre Mutter ihr auf die Finger.

„Hast du verstanden?“ schalt sie ihre jüngste Tochter. „Es gilt immer noch Vaters Wort.“

„Aber wozu das, Haman?“ fragte Kerinnja. „Du glaubst doch nicht, die Loower hätten die Speisen vergiftet. Es ist auch nicht anzunehmen, daß sie uns ungewollt falsch ernähren. So weit kennen sie uns längst schon, um zu wissen, was wir zum Leben brauchen. Wieso also dieser Hungerstreik?“

Haman schwieg verbissen. Er war enttäuscht, daß ihm seine eigene Tochter in den Rücken fiel. Seit sie für einige Stunden aus ihrem Wohntrakt verschwunden und von den

Loowern behandelt worden war, schien sie wie ausgewechselt.

Kerinnja war ruhiger und gefaßter, und sie hatte ihre Meinung über die Loower geändert. Sie glaubte ihnen mehr als ihm, ihrem Vater, und sie hatten sie davon überzeugt, daß keine Invasion der Erde stattgefunden hatte. Haman war enttäuscht von ihr.

„Es gilt immer noch das Wort deines Vaters - auch ohne viele Fragen“, wiederholte Aldina. „Und keine Diskussion darüber.“

„Aber was für einen Sinn hat das?“ sagte Kerinnja. „Wem nützt es, wenn wir verhungern? Die Loower haben mir recht plausibel erklärt, daß sie nichts weiter wollen, als uns Verständnis für ihre Lage beizubringen.“

Wir werden doch nicht gleich zu Verrätern an der Menschheit, wenn wir versuchen, sie zu verstehen.“

„Alles Lug und Trug“, sagte Aldina.

„Du weißt es nicht besser, mein Kind,

und ich will dir keinen Vorwurf machen.

Es ist leicht für die Loower,

deinen unreifen Geist zu beeinflussen.

Sie sind intelligent und gerissen

und keine Barbaren. Dennoch sind

sie verfluchte Mörder. Die Loower

sind unsere Feinde, Karinnja.“

„Du redest Unsinn, Aldina“, sagte

Kerinnja.

„Tochter!“

Haman fuhr herum und bedachte

Kerinnja mit einem strafenden

Blick. Sofort senkte sie verschüchtert

den Kopf und wich seinem Blick

aus. Unter dem Tisch spürte sie

Bayas Hände, die die ihren suchten

und sie drückten. Kerinnja stieß sie

fort.

„Noch immer bin ich für euch verantwortlich“,

sagte Haman fest.

„Nach terranischem Recht habe ich

das Fürsorgerecht über euch, und

das gilt überall, egal wo wir sind,

selbst wenn wir uns in loowerischem

Hoheitsgebiet befänden. Es geschieht,

was ich sage!“

*Die Zweidenker 45*

„Aber wir könnten doch vernünftig

darüber diskutieren“, wagte Kerinnja

einen letzten Einwand.

„Was weißt du schon darüber, was

vernünftig ist“, sagte Haman bitter.

Er sprach es nicht aus, aber er dachte:

Die Loower haben sie präpariert,

sie in ihrem Sinn konditioniert. Er

wollte die Hand nach seiner Lieblingstochter

ausstrecken, überlegte

es sich dann aber anders. Die Loower

hatten sie ihm entfremdet, er konnte

ihr nicht mehr begreiflich machen,

daß er nur das Beste für sie wollte.

Aldina erhob sich und wollte den

Raum verlassen.

„Wohin?“ fragte Haman streng.

„Ich bin gleich wieder da“, sagte

seine Frau abwesend. „Mir ist da gerade

etwas eingefallen.“

Und noch bevor sie zu Ende gesprochen

hatte, war sie auf dem Korridor

verschwunden.

„Warte, Aldina!“ rief Haman ihr

nach. „Ich begleite dich. Wir sollten immer zusammenbleiben, damit die Loower keine Gelegenheit haben, uns zu trennen.“

Seit Kerinnjas Verschwinden war er vorsichtig geworden. Die Loower hatten sie nicht offiziell abgeholt, sondern förmlich fortgelockt.

Als er in die Diele kam, sah er Aldina gerade noch durch die Tür verschwinden.

Er konnte noch ihren

Namen rufen, aber als er die Tür erreichte, fiel sie ihm vor der Nase zu.

Es war zum Verzweifeln. Jetzt würden sich die Loower das nächste Mitglied seiner Familie vornehmen und es in ihrem Sinn beeinflussen.

Haman war sicher, daß sich auch Aldina nach ihrer Rückkehr von ihm abwenden würde.

Haman kehrte zu seinen Töchtern zurück. Kerinnja hatte volle Backen, Baya verkroch sich unter dem Tisch.

„Iß nur“, sagte er zu Kerinnja.

„Schlag dir nur den Bauch voll. Es ändert nichts mehr.“

Ihre Schwäche war verzeihbar.

Aber was auch immer geschah, er selbst wollte hart bleiben. Er hätte sich sonst vor sich selbst schämen müssen.

Wie er die Loower haßte! Sie hatten sich nicht damit begnügt, sie gefangen zu nehmen, sondern trieben

nun auch noch einen Keil in seine Familie.

Aber irgendwann würde sich das rächen. Haman konnte sich nicht vorstellen, daß die terranische Flotte völlig vernichtet war. Vielleicht formierten sich die Verbände gerade in diesem Augenblick zu einem Vergeltungsschlag.

Und außerdem gab es noch die GAVÖK.

Haman würde ausharren, bis die Retter kamen. Und selbst wenn sie ausblieben, würde er standhaft bleiben.

Die Loower konnten ihn töten, ihn durch Gehirnwäsche zu einer Marionette machen, aber bezwingen konnten sie ihn nicht.

„Schläfst du, Haman?“

„Ich habe dich kommen gehört.“

„Du hast keinen Grund, dich zu

versteifen und so ablehnend zu sein.  
Ich bin noch immer ich selbst - Aldina,  
deine Frau. Die Loower haben  
mir über gewisse Dinge die Augen  
geöffnet."

„Das habe ich befürchtet."  
„Du fürchtest dich überhaupt zu  
viel, und du bist mißtrauisch, Haman.  
Ich möchte ein ernstes Wort mit  
dir reden."  
„Nur zu!"

„Wie stur du sein kannst! Aber ich  
durchschaue dich jetzt. Ich frage  
mich, wie ich mir von dem Unsinn,  
den du von dir gegeben hast, den  
46 PERRY RHOBAN

Kopf habe schwer machen lassen  
können."

„Laß mich, Aldina."

„Nein. Ich werde dir meine Meinung  
sagen. Mir ist inzwischen klar  
geworden, woher du deine Durchhalteparolen  
hast, die Philosophie  
des passiven und aktiven Widerstandes  
bis zum letzten Blutstropfen. Ich  
kann mir nun gut vorstellen, wie es  
vor sich geht, wenn du dich am Tage  
mit all den gescheiterten Existzenzen  
triffst, die wie du nicht die Kraft haben,  
sich den neuen Bedingungen anzupassen."

„Aldina..."

„Jetzt hörst du mir einmal zu, Haman  
Gheröl! Vor deinen Freunden  
kannst du meinewegen den starken  
Mann markieren. Du kannst dir mit  
ihnen Mut antrinken und von einem  
Partisanenleben unter der Herrschaft  
der Loower träumen. Solange  
sich dieser Traum vom Heldenamt  
und Märtyrerrolle am Stammtisch  
abspielt, ist mir das egal. Aber wenn  
du mit deiner Familie den Ernstfall  
probst, dann hört der Spaß auf. Wie  
dumm ich war! Ich war sogar soweit,  
mich und meine Kinder von dir in  
den Tod schicken zu lassen."

„Es ist genug, Aldina!"

Sie seufzte.

„Ja, es ist mehr als genug. Es ist  
einfach zuviel für mich. Meinetwegen  
kannst du dumm sterben, Haman,  
aber Hände weg von meinen  
Kindern. Versuche nicht mehr, uns

mit diesem Unsinn von einer Invasion der Erde zu infizieren. Es hat keine stattgefunden, und es gibt keinen Krieg gegen die Loower. Ich weiß das mit absoluter Sicherheit."

„Schon gut, Aldina“, sagte er und schluckte. „Ich werde nicht mehr versuchen, dich vom Gegenteil zu überzeugen.“

„Aber ich hoffe, dich überzeugen zu können“, sagte Aldina. „Es ist wahr, Haman, daß die Loower nur uns vier zum Mars entführt haben. Ich habe mich davon überzeugen lassen.“

„Und weißt du auch, warum sie gerade unsere Familie gewählt haben?“ fragte er. „Und was sie von uns wollen?“

„Sie haben wahllos irgendeine terranische Durchschnittsfamilie herausgegriffen“, antwortete Aldina.

„Es hätte jede beliebige Familie genausogut treffen können. Deine zweite Frage kann ich nicht so genau beantworten. Obwohl die Translatores der Loower gut funktionieren, klappt es mit der Verständigung nicht so recht. Aber immerhin habe ich herausgehört, daß sie sich um eine bessere Völkerverständigung bemühen. Das ist ihr wahres Motiv.“

„Wenn du meinst, Aldina.“ „Du meine Güte! Willst du denn nicht endlich Vernunft annehmen, Haman?“

„Was verstehst du darunter?“ „Nun, vor allem könntest du erst einmal deine Vorurteile abbauen und ein wenig Toleranz zeigen. Du brauchst deshalb nicht gleich deine Seele zu verkaufen. Aber du könntest immerhin die Möglichkeit einräumen, daß die Loower vielleicht doch friedliche Absichten haben.“

„Du argumentierst sehr klug, Aldina“, sagte Haman. „Die Loower verstehen sich darauf, ihre Gefangenen zu konditionieren.“

„Sie haben mich höchstens motiviert. Das ist ihnen allerdings nicht schwergefallen, weil sie vernünftig argumentieren. Es wäre Zeit, Haman, daß du etwas von deinem Standpunkt abrückst und ebenfalls

der Vernunft eine Chance gibst."

„Mal darüber schlafen.“

„So gefällst du mir schon besser. In

*Die Zweidenker 47*

was hast du dich da verrannt, Haman?“

„Ich ... habe meinen Stolz, Aldina.“

„Den will dir niemand nehmen.“

„Ich werde unsere Lage überdenken.

Genügt das?“

„Nein. Ich möchte, daß du dir einmal  
in aller Ruhe anhörst, was die

Loower zu sagen haben.“

„Das käme darauf an, unter welchen  
Bedingungen so ein Gespräch  
stattfinden sollte.“

„Die Loower sind fair, das kannst  
du mir glauben.“

„Kann ich das?“

„Jetzt ist aber genug mit deinem  
ewigen Mißtrauen, Haman!“

„Es ist spät. Schlafen wir.“

„Etwas muß ich dir noch sagen,  
Haman.“

„Was denn noch?“

„Ich liebe dich.“

„Ich habe nie daran gezweifelt.“

„Aber ich.“

„Und was hat deine Zweifel beseitigt?

Das Gespräch mit den Loowern?“

„Sei nicht albern. Dein Verhalten  
natürlich. So stur, wie du dich gibst,  
bist du in Wirklichkeit gar nicht.“

„Ich bin überhaupt nicht stur. Ich  
habe nur meine Standpunkte. Und  
jetzt schlafen wir.“

Carl Defroster wartete an diesem  
Tag vergeblich auf seinen Mann. Sie

hatten sich an der Südstation der  
Unterwasserfähre, mit der man Besichtigungsfahrten  
außerhalb von

Submarine-Istanbul machen konnte,  
verabredet, und Carl war sicher gewesen,  
daß Haman Gheröl kommen  
würde.

Aber nun war er bereits eine Stunde  
überfällig, und Carl wollte nicht  
länger warten, sondern beschloß, der  
Sache nachzugehen. Er rief im Istanbuler  
Büro an, meldete, daß sein  
Kontaktmann nicht zu dem Treffen  
gekommen sei, und sagte, daß er bei  
dessen Adresse nach dem Rechten  
sehen wolle.

Er war durch Zufall auf Haman

Gheröl gestoßen. Auf der Suche nach geeigneten Leuten für Adams' neu gegründete und schnell wachsende Organisation war er natürlich auch die Passagierlisten der Einwandererschiffe aus der Provcon-Faust durchgegangen. Neben einigen anderen Namen hatte der Computer auch Hamans Namen als besonders geeignet für diese Aufgabe ausgeworfen. Haman hatte keine besonderen Fähigkeiten, sah man davon ab, daß er sich besonders darauf verstand, Kontakte zu Vaku-Lotsen zu knüpfen, was auf der Erde aber nicht gefragt war. Haman war ein Patriot der alten Schule, für den Terra über alles galt. Das war auch auf Gää so gewesen. Haman war diszipliniert und ein kompromißloser Befehlsempfänger. Diese Eigenschaft hätte ihn unter anderen Gegebenheiten eigentlich disqualifizieren müssen, denn es gab längst keinen Kommißgeist mehr, und von sturer Befehlsausführung hielt man in neuerer Zeit nicht mehr viel. Doch unter diesen besonderen Umständen konnten Männer vom Typ Hamans sehr wertvoll sein. Untersuchungen hatten ergeben, daß diese Gattung Mensch besonders anfällig für die PSI-Botschaften des parasensiblen Motivlenkers Boyt Margor zu sein schien. Kurz gesagt, man wollte Leute wie Haman für Margor als Köder auslegen, in der Hoffnung, daß er sie zu Paratendern machte. Um an Margor heranzukommen - falls er überhaupt noch im

**48 PERRY RHODAN**

Bereich der Erde war - scheute man keinen Aufwand.

Die Angelegenheit erleichterte sich dadurch, daß Haman Gheröl auf der Suche nach einem Job war. Carl glaubte, ihn bei diesem Treffen verpflichten zu können, ohne ihm Details über seine Aufgabe verraten zu müssen. Aber Häman kam nicht zu der Verabredung, und so machte sich Carl auf den Weg zu seiner Adresse. Dort öffnete ihm jedoch niemand. Carl brauchte nicht lange, um sich dazu zu entschließen, die Wohnung

mit seinem Spezialwerkzeug zu öffnen.  
Die Wohnung war verlassen und  
aufgeräumt. Es herrschte für Carls  
Geschmack eine zu peinliche Ordnung,  
und als er sich genauer umsah,  
stellte er fest, daß sich jemand große  
Mühe gemacht hatte, ein heilloses  
Durcheinander, das vorher hier geherrscht  
haben mußte, sorgsam zu  
beseitigen und so alle Spuren zu verwischen.  
Besonders stutzig machte es ihn jedoch,  
daß gewisse Kleinigkeiten absolut  
nicht stimmten. Jener, der hier  
Ordnung geschafft hatte, konnte  
nicht viel über die Lebensgewohnheiten  
einer terranischen Familie  
wissen, denn er hatte manchmal Gegenstände  
auf Plätze gestellt, wo sie  
absolut nicht hingehörten. Was, zum  
Beispiel, hatte eine Blumenvase auf  
dem Hygienebecken der Toilette zu  
suchen? Und wer setzte einen Bioplast-  
Gucky schon in die Speisenwärmerkammer?  
Entweder ein  
Witzbold oder einer, dem zwischenmenschliche  
Beziehungen fremd  
waren. Etwa jemand, der so weltfremd  
wie Boyt Margor war.  
. Die Sache war Carl jedenfalls  
wichtig genug, sie seinem Büro zu  
melden. Sollte das Spurensicherungskommando  
sich hier mal umsehen.  
Vielleicht fanden die Jungens  
vom Schnüfflerdienst einen Hinweis  
auf Margor.  
Für Carl war damit der Fall Haman  
Gheröl erledigt.  
Er machte sich auf den Weg zu seiner  
nächsten Verabredung.  
Sein Mann hieß Valdo Susper. Ein  
schneidiger Bursche, der mit aufgeblasenem  
Brustkorb und eingezogenem  
Bauch herumlief. Strammstehen  
war für ihn ein Zauberwort.  
Wahrscheinlich schlief er auch  
stramm.  
Ein terranischer Psychologe des  
20.Jahrhunderts hatte einmal gemeint,  
daß die herkömmliche Figur  
mit hervorstehender Brust und eingezogenem  
Bauch das Symbol verdrängter  
Sexualität sei und auf diese  
Weise seelisch kastrierte Jungen zu  
entmannten Männern heranwuchsen.

Auf die Gegenwart übertragen,  
konnte man sagen, daß aus dressierten  
Jungen potentielle Paratender  
des Boyt Margor wurden.  
Und dafür war Valdo Susper ein  
Prototyp.

*Boyt Margor: 11.11.-14.11.3586*

6.

Ich war kurz auf der Erde und habe  
Athos einen Besuch abgestattet.  
Auf der griechischen Halbinsel, wo  
die von mir gegründete GEPAPH ihre  
größte Niederlassung hat, befindet  
sich die letzte Bastion von Paratendern.  
Irgendwie erscheint mir das  
seltsam. Ich weiß längst, daß meine  
drei erklärten Gegner Bran Howatzer,  
Eawy ter Gedan und Dun Vapido  
seit einiger Zeit mit der LFT zusammen  
gegen mich arbeiten. Die drei

*Die Zweidenker 49*

Gää-Mutanten kennen Athos und  
wissen, was dort gespielt wird. Keine  
Frage, daß sie ihr Wissen auch der  
LFT mitgeteilt haben. Um so verwunderlicher,  
daß Athos bis jetzt  
noch nicht ausgehoben wurde. Der  
Schluß, daß man die Halbinsel bloß  
beobachtete und hoffte, daß ich mich  
dort bemerkbar machen würde,  
drängte sich mir auf. Offenbar sollte  
das Sanatorium für geistig Instabile  
und PSI-Geschädigte für mich zur  
Falle werden.

Aber ich war auf der Hut. Einerseits  
war Athos für mich zur wichtigsten  
Nachschubbasis geworden.  
Denn die dort lagernden Vorräte an  
Lebensmitteln und technischem Gerät  
waren für mich von existentieller  
Bedeutung. Ich brauchte diese Vorräte  
für ein Leben in meinen Hyperraumklausen.

Andererseits war es  
ein großes Wagnis, den weiteren  
Kontakt mit meinen Paratendern  
auf der griechischen Halbinsel aufrechtzuerhalten.  
Ich hatte trotzdem einen Weg gefunden,  
wie ich den Paratendern Befehle  
übermitteln konnte, ohne persönlich  
mit ihnen in Kontakt zu treten,  
so daß das Risiko gleich Null  
war. Ich hinterlegte an vorher nicht  
festgelegten Orten besprochene  
Tonbänder mit einem Sender, den

meine Paratender anpeilen konnten.  
In der Regel waren auf den Tonbändern  
Anordnungen darüber enthalten,  
welche Vorräte die Paratender  
wo in Container verpackt abstellen  
sollten.

Wenn das geschehen war, fand ich  
mich einige Zeit an diesen Sammelstellen  
ein und brachte die Container  
kraft des Auges in meine Hyperklausen.  
Natürlich ging ich bei diesen  
Transportmanövren besonders  
vorsichtig ans Werk, denn dieser Teil  
war der riskanteste. Doch bis jetzt  
hatte ich noch keine Anzeichen von  
einer Einmischung meiner Feinde  
bemerkt. Vielleicht warteten sie  
auch nur darauf, bei einer sich bietenden  
Gelegenheit zu einem großen  
Schlag auszuholen. Ich dachte jedoch  
nicht daran, ihnen eine solche Gelegenheit  
zu geben.

Von den auf Terra verblichenen  
Paratendern hatte keiner eine Ahnung,  
wo ich mich aufhielt. Sie wußten  
nichts über die Existenz meiner  
Klausen im Hyperraum, von denen  
ich inzwischen bereits sieben erschaffen  
und ausgerüstet und mit  
Paratendern besetzt hatte.

Anfangs war der Transport von  
Lebewesen recht problematisch. Tote  
Materie dagegen machte keine  
Schwierigkeiten, sah man davon ab,  
daß ihrem Umfang Grenzen gesetzt  
waren.

Mir war auch klar, worauf die Probleme  
zurückzuführen waren. Lebewesen  
mit auf den distanzlosen  
Schritt zu nehmen. Um die Möglichkeiten  
des Auges zu nutzen, mußte  
man parapsychisch orientiert sein.

Das war die erste Voraussetzung.  
Zweitens gehörte eine gewisse  
Übung dazu, sich auf das Auge einzustellen.  
Jetzt hatte ich genügend  
Routine, um auch normale Menschen,  
die keinerlei PSI-Begabung  
hatten, mit mir in die Hyperraumnischen  
zu nehmen oder sie von dort in  
den Normalraum zurückzubringen.

Als ich im Umgang mit dem Auge  
noch nicht so versiert war, war es geschehen,

daß ich diesen oder jenen  
Paratender im Hyperraum „verlor“.  
Dabei denke ich vor allem an das erste  
Wischeropfer, den Psioniker  
Dentrov Quille. Einige Opfer, die  
später dasselbe Schicksal erlitten,  
hatte ich absichtlich in der Hälfte des  
distanzlosen Schritts zurückgelas-  
**50 PERRY RHODAN**  
sen, so daß sie für immer im Hyperraum  
verschollen waren.  
Eine saubere Methode, sich unerwünschter  
Mitwisser zu entledigen,  
ohne Spuren zu hinterlassen. Ich  
hatte es auch darin inzwischen zur  
Perfektion gebracht.  
Nach meinem Besuch auf Athos löste  
ich durch den bloßen Wunschgedanken  
die Psionische-Vielzweck-  
Resonanz des Auges aus und aktivierte  
so eine entsprechende Funktion  
des Auges. Das Auge besaß eine  
weitreichende Programmierung,  
von der ich wahrscheinlich erst einen  
Bruchteil kannte. Aber mit der  
Zeit würde ich sie alle kennenlernen  
und so eines Tages alle Möglichkeiten  
des Auges erschöpfen.  
Ich hatte auf diese Weise bereits einen  
Blick in die Vergangenheit getan,  
den Bau der Cheopspyramide  
miterlebt und erfahren, wie das Auge  
damals in diese gelangte. Ich hatte  
mittels des Auges den lästig gewordenen  
Idioten Niki St. Pidgin auf seine  
Heimatwelt gebracht, hatte mit  
den Blicken unermessliche Weiten  
überbrückt - und hatte immerhin  
bereits sieben Hyperklausen erschaffen,  
von denen jede einen  
Durchmesser von 80 Metern hatte  
und in je zehn Decks aus Formenenergie  
unterteilt war. Eine Hyperraumnische  
war wie die andere, sie  
unterschieden sich nur durch die  
Einrichtung und die Besatzung, die  
ich nach und nach über die Dimensionsbarriere  
gebracht hatte.  
Wie gesagt, ich verließ Athos und  
kam in einer Hyperklause heraus.  
Ich hatte den Hyperraumnischen  
Nummern in der Reihenfolge ihres  
Entstehens gegeben, und da ich diese

zuletzt erschaffen hatte, nannte ich  
sie Hyperklause 7.  
Chef war hier der Para-Physiologe  
Guntram Peres, der schon auf Terra  
einer meiner engsten Vertrauten gewesen  
war. Ihm unterstanden vier  
Paratender. Hyperklause sieben war  
am schwächsten besetzt, aber die Besatzung  
war in keiner stärker als  
acht Mann.  
„Du kommst mit leeren Händen,  
Boyt?" sagte Peres enttäuscht.  
„Was hast du dir erwartet?"  
„Da ist meine Wunschliste", sagte  
Peres und übergab mir eine Folie.  
„Wir benötigen vor allem Sauerstoff,  
die Luft wird langsam knapp. Und  
Konzentratnahrung. Wir wissen  
nicht, wohin mit den Abfällen."  
„Ich nehme sie mit", sagte ich.  
Auf allen zehn Decks herrschte eine  
Schwerkraft von annähernd einem  
Gravo. Ich hatte noch nicht herausgefunden,  
ob das Auge sich diesbezüglich  
angepaßt hatte und eine  
mir genehme Schwerkraftkonstante  
geschaffen hatte, oder ob das von den  
Erbauern so programmiert worden  
war. Ich wußte nur, daß für die  
Energieversorgung, die die Schwerkraft  
und die Stabilität der kugelförmigen  
Blase regulierte, die Erhaltungsschaltung  
verantwortlich war.  
Diese war bei der Erschaffung der  
Hyperraumnische automatisch entstanden  
und aus einem Mikrobestandteil,  
das der Schwarzteil des  
Auges auswarf, förmlich zu einem  
faßförmigen Gebilde mit einem Fassungsvermögen  
von 3000 Litern gewachsen.  
Ohne diese Erhaltungsschaltung  
hätte sich keine der sieben  
Hyperklausen stabilisieren können.  
Es gab auch eine schwerelose Achse,  
einem Antigravlift nicht unähnlich,  
in der man von einem Deck zum  
anderen überwechseln konnte. In  
den ersten vier Hyperklausen hatte  
ich inzwischen zusätzlich Nottreppen  
installieren lassen, so daß man  
bei eventuellen Energieversorgungsschwierigkeiten  
nicht auf einem der

Decks festsäß. Aber eine solche Notsituation war bisher noch nicht eingetreten.  
Peres schwebte mit mir in der Mittelachse zum untersten Deck, wo der Müll provisorisch in zwei Kunststoffsäcken gelagert war. Ich stellte mich mit dem Auge dazu und leitete den Wischereffekt ein, der mir zum distanzlosen Schritt in die nächste Hyperklausur verhalf. Obwohl dieses Überwechseln von einer Nische in die andere praktisch ohne Zeitverlust geschah, kostete es mich keine Mühe, den Müll im richtigen Moment abzustoßen und im Hyperraum zurückzulassen.

Ich erreichte Hyperklausur 6 ohne den unerwünschten Ballast. Chef-Paratender war hier Claus Pollag, ein kaum zwanzigjähriger Junge, der eine strenge, spartanische Erziehung genossen hatte und zu dem ich eine besondere PSI-Affinität verspürte. Pollag hatte seine fünf Paratender gerade auf dem fünften Deck vergattert.

Ich materialisierte hinter ihm, so daß er mich nicht sehen konnte.

„Ich verlange von allen absolute Disziplin“, führte der junge Mann gerade aus. „Auch wenn Boyt nicht gerade da ist. Wir sind hier den Gesetzen des Hyperraums unterworfen, auch wenn wir das nicht körperlich zu spüren bekommen. Aber eine der Eigenheiten der isolierten Hyperklausen ist es, daß wir in Boyts Abwesenheit von ihm auch psionisch abgeschnitten sind und die PSI-Affinität zu ihm nicht spürbar ist. Wenn einige von euch glauben, dies ausnützen zu können, und sich gehen lassen...“

An der Reaktion seiner Leute mußte Pollag erkannt haben, daß jemand hinter ihm war. Er drehte sich um und verstummte, als er mich erkannte.

„Tut mir leid, Boyt“, sagte er verdattert.

„Ich habe gar nicht gemerkt, daß Sie hier sind.“

Ich winkte ab.

„Machen Sie nur weiter so, Claus. Irgendwelche besonderen Vorkommnisse?“

„Nichts Besonderes.“

„Aber irgend etwas stimmt doch“

nicht?"

„Es ist nichts von Bedeutung, Boyt.

Ich hatte nur Probleme mit den hydroponischen

Gärten, die ich anlegen

ließ, um die Sauerstoff zufuhr auf

natürliche Weise zu regeln. Aber irgendein

Idiot hat durch falsche Behandlung

die Pflanzen eingehen lassen

und sie zu den Abfällen geschafft.

Dadurch hat ein Gärprozeß

eingesetzt, bei dem Biomethan entsteht,

so daß unsere Atmosphäre mit

Giftstoffen angereichert wird. Aber

noch ist die Gefahrengrenze nicht

erreicht, und ich werde einen Ausweg

finden."

„Keine Experimente, Claus", warnte

ich ihn. „Ich werde dafür sorgen,

daß ihr eine moderne Lufilterneuerungsanlage

bekommt."

„Und was wird aus den hydroponischen

Gärten?" fragte Pollag. „Ich

verspreche mir immer noch einiges

davon."

„Ich werde Fachleute befragen",

sagte ich nur.

Dann wechselte ich in Klause 5

über.

In der fünften Hyperraumnische

waren die Erfinder am Werk. Als

Chef hatte ich Allan Milestone eingesetzt.

Er war annähernd hundert

Jahre alt, also etwa in meinem Alter,

und ein recht vitaler Geist. Während

der Larenherrschaft hatte er für das

Konzil der Sieben gearbeitet. Das

stempelte ihn automatisch zum Ver-

52 PERRY RHODAN

räter - und trieb ihn mir in die Hände.

Er war einer meiner wertvollsten

Paratender, deshalb nahm ich gewisse

Schrullen von ihm in Kauf.

Ich fand Milestone auf dem zehnten

Deck, wo er sich eine Erfinderwerkstatt

eingerichtet hatte.

„Boyt!" rief er bei meinem Anblick

erfreut aus. „Daß du endlich

kommst. Ich habe den Helm längst

fertig."

Er holte aus einem Regal eine

Kopfbedeckung heraus, die aussah

wie ein futuristisch aufgearbeiteter

Sturzhelm der 2. Jahrtausendwende.

Aber in der Schädeldecke war eine

Öffnung ausgespart, und ein filigran wirkender Mechanismus war aufgesetzt.  
„Probier ihn“, forderte Milestone mich mit leuchtenden Augen auf. „Er steht dir bestimmt gut. Und er funktioniert, mein Wort darauf.“ Ich stülpte den Helm über. Er paßte, und er war aus einem so leichten Material, daß ich sein Gewicht kaum spürte.

„Und jetzt das Auge“, sagte Milestone. Als er danach greifen wollte, genügte ein Blick von mir, um ihn die ausgestreckten Hände zurückziehen zu lassen.

„Entschuldige, Boyt, ich wollte dir nicht zu nahe treten“, sagte er unterwürfig. Ich nahm den Helm wieder ab und paßte das zwanzig Zentimeter lange und an den Enden verdickte Auge mit dem Schwarzteil nach vorne in die Aussparung ein, so daß die kristalline Fläche, das eigentliche „Auge“, nach hinten wies. Nachdem ich mich mit dem Verschluß und der Mechanik des beweglichen Aufbaues vertraut gemacht hatte, setzte ich den Helm wieder auf und rückte ihn zurecht.

Danach probierte ich die Mechanik aus, die es mir erlauben sollte, das Auge aus der Ruhestellung vor mein Gesicht zu schieben. Es war eine etwas mühevoll Prozedur, weil ich die Arme ausstrecken und in erhobener Stellung belassen mußte, um durch das Auge blicken zu können. Aber das war mir immer noch lieber, als das Auge ständig in der Hand zu halten und es mit mir herumzutragen.

Bei gewissen Aktionen war es mir sehr hinderlich, und trennen wollte ich mich von ihm auch nicht. In dem Helm war es dagegen gut untergebracht und stets für mich greifbar.

„Die Idee ist gut, Allan“, sagte ich. „Aber du mußt dem Helm noch den letzten Schliff geben. Ich möchte, daß du nach diesem Prototyp einen baust, den ich bequem von der Gürtelschnalle aus ferngesteuert bedienen kann. Das Material dazu hast du doch?“

„Klar, Boyt“, versicherte Milestone.  
„Es mangelt mir hier an nichts. Ich  
mache mich sofort an die Arbeit.  
Morgen schon kann ich dir einen Augenhelm  
übergeben, der auf Knopfdruck,  
oder noch besser, auf Gedankenbefehle,  
reagiert. Ist dir das  
recht?“  
„Ich verlasse mich auf dich, Allan.“  
Ich nahm das Auge wieder an mich  
und übergab ihm den Helm.  
Dann begab ich mich in Klause 1,  
meiner ersten und bis jetzt bestausgerüsteten  
und von meinen fähigsten  
Paratendern besetzten Hyperraumnische.  
Die Verhältnisse, die ich dort antraf,  
kamen für mich völlig unerwartet.  
Da ich über Hyperraumdistanzen  
keine Verbindung zu meinen  
Paratendern hatte, war ich nicht  
einmal vorgewarnt worden.  
Es war für mich wie ein Schlag ins  
Gesicht. Es hatten einschneidende  
Veränderungen stattgefunden. Und  
*Die Zweidenker 53*  
unter den Paratendern war eine Panik  
ausgebrochen.  
Klause 1 bebte wie unter hyperenergetischen  
Eruptionen.  
Auf dem Hauptdeck mit der Erhaltungsschaltung  
ging es drunter und  
drüber. Paratender schleppten Geräte  
zu dem tankartigen Gebilde, andere  
liefen planlos hin und her und  
behinderten jene, die sich um sinnvolle  
Arbeit bemühten. Aber nach einem  
bestimmten Plan gingen auch  
sie nicht vor. Es herrschte völlige  
Konfusion.  
„Die Hyperklause wird instabil“,  
rief jemand. „Die Erhaltungsschaltung  
reguliert die Formenenergie  
nicht mehr. Die Blase wird zusammenbrechen  
und uns dem Hyperraum  
preisgeben.“  
Ich sah, wie die Wandung der Nische  
an einer Stelle zu pulsieren begann.  
Die Wand dehnte sich aus und  
zog sich wieder zusammen, so als befände  
sich darunter ein Organ, einem  
schlagenden Herzen ähnlich. Und jedesmal  
dehnte sich die Wand ein  
Stück weiter aus, ohne wieder zu ihrem  
Ausgangspunkt zurückzufallen.  
Auf diese Weise entstand eine Ausbuchtung,

die sich mit jeder Pulsation

erweiterte.

Cheftender dieser Klause war Lee Mandrian, zu dem ich eine gute PSI-Affinität hatte, seit er mir einmal das Leben gerettet hatte. Er besaß keine besondere Ausbildung und war kein Fachmann irgendeines Wissensgebiets. Er war ein Allrounder, ein Autodidakt mit einem Spürsinn für das Richtige und Effektive. Als er mich sah, stürzte er auf mich zu.

„Boyt, du mußt uns von hier fortbringen“, sagte er gehetzt. „Es sieht ganz so aus, als würde die Klause zu existieren aufhören. Oder hast du eine andere Erklärung?“

„Dieses Phänomen ist auch für mich neu“, sagte ich ruhig. „Aber für mich sieht es nicht so aus, als würde die Klause instabil werden.“

Ich konzentrierte mich auf die Gehirne meiner Paratender und beruhigte ihre Gemüter mit besänftigenden Impulsen. Ihre Panik legte sich schnell, sie wurden wieder ruhig und besonnen. Aber ihre Befürchtungen blieben.

„Ich kann die Vorgänge, die im Fluß der Formenergie ablaufen, anmessen“, sagte Poul Santix, der Hyperphysiker von Klause 1. „Es geht eine umwälzende Veränderung vor sich. Aber ich kann nicht herausfinden, was eigentlich passiert. Ich bin auf Vermutungen angewiesen.“

„Behalten Sie die besser für sich“, sagte ich streng. „Es besteht kein Grund zu der Annahme, daß sich die Nische auflösen könnte. Sie ist stabil, und sie wird bestehen bleiben.“

Diese Prognose konnte ich mit ruhigem Gewissen stellen, obwohl ich von den Vorgängen genausowenig eine Ahnung hatte wie der Hyperphysiker und wahrscheinlich sogar noch weniger davon verstand. Aber ich hatte meinen psionischen Instinkt, den ich im Verlauf meiner Experimente mit dem Auge entwickelt hatte, und er trog nicht.

Ich konnte es geistig spüren, daß sich meine psionische Frequenz der

des Auges immer besser anglich. Es war, als hätte sich in meinem paraorientierten Bewußtsein ein Oszillator entwickelt, der in dem Auge ein entsprechendes Gegenstück hatte. Und durch ein „Einschnappen“ spürte ich es, daß beide Oszillatoren frequenzgleich geschaltet waren. Das Auge war ein Resonanzpunkt für

54 PERRY RHODAN

mich, so daß ich es willentlich steuern konnte. Darüber hinaus wirkte das Auge auch wie ein Ultrasensor in bezug auf Dinge, die ich mit seiner Hilfe erschaffen hatte. Auf diese Weise gelang es mir, die Vorgänge in der Hyperraumniche zumindest gefühlsmäßig zu erfassen. Was sich mit terranischen Geräten nicht anmessen ließ, esperte ich förmlich mit meinem auf den Schaltteil des Auges orientierten Geist.

Ich hätte es gespürt, wenn die die Klause durchfließende Kraft nachgelassen hätte. Ein Spannungsabfall der Energie wäre mir sofort aufgefallen. Aber ich konnte nicht einmal eine Veränderung in der Art der Energie feststellen. Es gab wohl gelegentliche Schwankungen, doch war die Tendenz eher steigend als abfallend. Der Energiestrom der Klause erhöhte sich, und zwar mit jeder Pulsation der Hülle, die an der einen Stelle bereits einen Wurmfortsatz von drei Metern Länge entwickelt hatte.

„Es besteht kein Grund zur Besorgnis“, beruhigte ich meine Paratender.

„Aber was hat das zu bedeuten, Boyt?“ fragte Lee Mandrian.

„Wir werden es bald erfahren.“

Der Wurmfortsatz wurde mit jeder Pulsation nun schon um einen halben Meter länger. Sein Durchmesser war unregelmäßig, aber an manchen Stellen war er groß genug, daß ich hätte aufrecht darin stehen können. Nach einigen weiteren Pulsationen handelte es sich bereits um einen regelrechten Energieschlauch von zehn Metern Länge. Die Pulsation ließ nun nach, aber der Energieschlauch wuchs weiterhin in den Hyperraum hinaus.

Ich war fasziniert und näherte  
mich der Öffnung des Energieschlauchs,  
der nun nicht mehr gerade  
verlief, sondern sich nach links  
bog.  
„Wohin willst du, Boyt?“ rief Mandrian  
mir nach. „Wage dich nicht zu  
nahe heran!“  
Ich hörte nicht auf ihn, sondern  
näherte mich unbeirrbar der Öffnung,  
die sich am Ursprung trichterförmig  
erweitert hatte. Der Schlauch  
besaß nun auch in einer Tiefe von  
fünf Metern einen recht beachtlichen  
Durchmesser, so daß ich nicht  
zu befürchten brauchte, mir den  
Kopf anzustoßen, wenn ich ihn betrat.  
Und genau das hatte ich vor.  
Ich wußte, daß ich diesen Vorstoß  
wagen konnte, ohne Gefahr zu laufen,  
von der Nische abgeschnitten zu  
werden. Ich spürte es, daß der Energieschlauch  
genug Festigkeit besaß,  
um mich zu tragen. Und es gab auch  
keinen Grund zu der Befürchtung,  
daß er sich von der Klausur trennen  
würde und als eigenständiges Gebilde  
in den Hyperraum abwanderte.  
Der Energieschlauch war stabil. Ich  
betrat ihn.  
Hinter mir verloren sich die Stimmen  
meiner Paratender, die ratlos  
herumstanden. Dann kam ich zu der  
Biegung. Dahinter führte der Energieschlauch  
noch gut dreißig Meter  
weiter. Aber anstatt sich weiter auszudehnen,  
verkürzte er sich und  
wurde breiter. Es hatte fast den Anschein,  
als sei er auf ein Hindernis  
gestoßen, was ich jedoch als absurd  
abtat.  
Doch gleich darauf zeigte es sich,  
daß ich mit meiner ersten, gefühlsmäßigen  
Vermutung recht hatte. Die  
Abschlußfläche des Energieschlauchs  
wurde immer größer - und  
auch dünner. Plötzlich zerplatzte sie  
förmlich, ohne jede Erschütterung  
und ohne den geringsten Laut.

*Die Zweidenker 55*

Ich hielt unwillkürlich den Atem  
an, meine Hand schloß sich fester um  
den Mittelteil des Auges, und ich hob  
es instinkтив vors Gesicht. Bereit, den

distanzlosen Schritt in sicherere Bereiche zu tun!

Aber dazu bestand kein Grund. An der Stelle, wo die Wandung des Energietunnels geplatzt war, führte der Schlauch weiter. Ich konnte mir das nur so erklären, daß von einem anderen Punkt aus ebenfalls so ein Energieschlauch gewachsen war und sich mit diesem vereint hatte.

Mir schossen die wildesten Spekulationen durch den Kopf, und die liebste davon war mir, daß sich aus der Klause eine Verbindung zu einem Hyperraumdepot der Erbauer des Auges gebildet hatte, in dem ich ungeahnte Schätze und ein Arsenal von phantastischen Geräten finden würde.

Aber die Wirklichkeit sah anders aus. Als ich durch die Schlauchverlängerung schritt, kam ich in eine andere Hyperraumnische. Und zwar handelte es sich um Klause 2, wie ich an den bekannten Gesichtern der Paratender feststellen konnte, die mich beim Ausgang erwarteten.

„Woher kommen Sie, Boyt?“ fragte der Chef tender Steve Norquund verblüfft.

„Wir haben Ihre Annäherung gespürt, dies jedoch für eine Sinnestäuschung gehalten.“

„Ich komme aus Klause eins“, sagte ich. „Und den Weg, den ich gegangen bin, können alle meine Paratender benützen. Von nun an gibt es eine permanente Verbindung zwischen Klause eins und Klause zwei...“

Die erschrockenen Gesichter meiner Paratender ließen mich verstummen.

Irgend etwas, was sich hinter mir, in der Richtung, aus der ich gekommen war, abspielte, entsetzte sie.

Ich drehte mich um und besah mir den Grund ihrer Aufregung. Es war in der Tat ein aufregendes Schauspiel, aber für mich kein Grund zu irgendwelcher Besorgnis. Im Gegenteil, es war ein erhebender Anblick, zu sehen, wie sich die Öffnung des Energieschlauchs immer rascher vergrößerte, der Tunnel selbst sich verkürzte, bis er nicht mehr vorhanden

war und ich Lee Mandrian und  
seine Crew aus Klause 1 auf mich zukommen  
sah.

Die beiden Hyperraumnischen  
verschmolzen miteinander. Die Ränder  
der Verbindungsöffnung zuckten  
in einer explosionsartigen  
Spontanreaktion zurück, weiteten  
sich schneller, als das Auge folgen  
konnte, und die beiden Nischen gingen  
nahtlos ineinander über.  
Das war die Geburt meiner ersten  
Superklause! Zwei Nischen in einer.  
Eine einzige Hyperraumklause mit  
dem Volumen von zweien.  
War das ein Zufall, der möglicherweise  
zustande gekommen war, weil  
die beiden Nischen an einander naheliegenden  
Hyperr.aumkoordinaten  
gewesen waren? Oder hatte ich diesen  
Zusammenschluß kraft meines  
unbewußten Wunschdenkens nach  
einem größeren Machtpotential und  
besseren Entfaltungsmöglichkeiten  
erreicht? Bewußt hatte ich den Zusammenschluß  
zweier Klausen nicht  
angestrebt, aber er kam mir sehr gelegen.

In einer Superklause waren die  
Möglichkeiten ungleich vielfältiger  
als in zwei voneinander isolierten  
Hyperraumnischen. Und ich stellte  
mir die Frage, ob ich auf diese Art  
und Weise noch weiter expandieren  
und alle sieben und noch mehr Hyperraumnischen  
zu einem gigantischen  
Gebilde im Hyperraum zusammenschließen  
konnte. Zu einer

#### 56 PERRY RHODAN

Hohlkugel, in der sogar die Erde  
Platz haben würde.

Aber das war denn doch zu weit in  
die Zukunft gegriffen.

Lee Mandrian kam aufgeregt zu  
mir.

„Diese Großklause hat zwar das  
Volumen von zwei Normalklausen,  
aber trotzdem nur zehn Decks. Und  
es gibt nur eine einzige Erhaltungsschaltung,  
diese allerdings von doppelter  
Größe“, berichtete er.

„Hoffentlich bringt diese größere  
Erhaltungsschaltung mehr als nur  
die doppelte Leistung einer normalen“,  
sagte der Hyperphysiker Poul

Santix. „Eine solche Superklause hat  
einen viel höheren Energiebedarf.“  
Ich konzentrierte mich auf die  
Zapfstation der Erhaltungsschaltung  
und spürte, daß der Energiezufluß  
stark erhöht war. Meiner Schätzung  
nach wurden die sechzehnfachen  
Energiemengen von der Erhaltungsschaltung  
in die die Superklause  
vor den Einflüssen des Hyperraumes  
schützende Außenhülle geleitet.  
Die Erbauer des Auges, die in dieses  
Wunderwerk schier unerschöpfliche  
Anwendungsmöglichkeiten  
programmierten, hatten an alles gedacht.  
Nur vielleicht nicht daran, daß das  
Auge einmal einem Uneingeweihten  
in die Hände fallen könnte, dem es  
gelang, diese Möglichkeiten auszuschöpfen.  
Ich jedenfalls war dazu entschlossen.

7.

Goran: 15.11.3586

Nach den ersten Verhören, die  
**mehr** oder weniger nur einer Bestandsaufnahme  
gedient hatten,  
überließ man den Loower Ronald  
Tekener und seiner Frau Jennifer.  
Die beiden nahmen sich Goran-  
Vran entweder gemeinsam oder einzeln  
vor. Nach jeder Sitzung besprachen  
sie sich und legten die weitere  
Vorgehensweise fest. Dabei wandten  
sie einen uralten Trick an, der noch  
aus einer Zeit stammte, als die Kriminalpsychologie  
in den Kinderschuhen  
steckte. Dabei übernahm Jennifer  
die Rolle des guten Gewissens, die  
den Loower mit Vernunft und Sanftmut  
zu gewinnen suchte. Tekener  
war der Peitschenknaller, der hart  
an den Mann ging und mit Drohungen  
nicht sparte, wo Jennifer mit  
Versprechungen kam.  
„Wie geht es, Goran?“ fragte Jennifer  
Thyron zur Begrüßung und ließ  
sich auf eine der beiden Sitzgelegenheiten  
nieder, die für Menschen gedacht  
waren. „Hast du gut geruht?  
Ich hoffe, die Änderungen an deiner  
Liegestatt, die ich nach deinen Angaben  
machen ließ, entsprechen deinen  
Erwartungen.“  
„Durchaus“, sagte Goran-Vran  
und reichte ihr einen Tentakel zur

Begrüßung. „Eure Designer haben das ganz ordentlich hingekriegt. Ich bekomme vom Liegen jedenfalls keine Rückenschmerzen mehr.“

„Das freut mich, Goran“, sagte Jennifer und kam sogleich zum Thema.

„Leider muß ich mit dir auch einige unerfreuliche Dinge besprechen. Bei den psychologischen Tests, bei denen du uns deinen Lebenslauf erzählst und den normalen Tageslauf eines Loowers geschildert hast, sind einige Widersprüche aufgefallen.“

„Du willst sagen, ich habe gelogen, Jenny?“ fragte Goran-Vran frei heraus. Ihr gegenüber nahm er sich nie ein Blatt vor den Mund. Tekener gegenüber war er verstockter.

*Die Zweidenker 57*

„Ich will dir keine bewußten Lügen unterschieben“, sagte sie. „Aber in einigen Punkten hast du aus irgendwelchen Gründen nicht die ganze Wahrheit gesagt. Einiges mußt du uns aber absichtlich verschwiegen haben. So die Tatsache, daß du mich und Tek kennst.“

Goran-Vran richtete seine fühlertartigen Sehorgane geradewegs auf sie, was er immer tat, wenn er „treuherzig“ wirken wollte. Jennifer hatte bemerkt, daß er gerne Grimassen schnitt, was bei einem Loower ganz anders aussah als bei einem Menschen und daher auch schwerer herauszufinden war.

„Woher sollte ich euch kennen?“ fragte er.

„Du hast angegeben, der Besatzung der THAMID angehört und dort den Posten eines stellvertretenden Kommandanten bekleidet zu haben“, erklärte sie. „Du warst auf dem Schiff, als die terranische Verhandlungsdelegation an Bord kam. Und dieser Delegation gehörten Tek und ich an.“

„Ich konnte damals einen Terraner noch nicht vom anderen unterscheiden“, erwiderte Goran-Vran. „Ebensowenig war es mir möglich, Geschlechtsunterschiede zu machen.“

„Das nehme ich dir nicht ab, Goran“, sagte Jennifer. „Bei anderer Gelegenheit

hast du gesagt, daß die Rollenverteilung  
zwischen Männern  
und Frauen bei den Menschen ähnlich  
wie bei deinem Volk ist. Man  
treffe Frauen selten in verantwortungsvollen  
Positionen an. Dazu hast  
du gesagt, und ich zitiere wörtlich:  
,Der terranischen Verhandlungsdelegation  
gehörte eine Frau an, von  
deren Intelligenz der Türmer sehr  
angetan war. Hergo-Zovran lobte  
auch ihr Einfühlungsvermögen und  
wünschte, daß all seine terranischen  
Verhandlungspartner solche Fähigkeiten  
wie diese Frau hätten, dann  
wären beiden Seiten viele Mißverständnisse  
erspart geblieben.' Ende  
des Zitats. Diese Frau war ich, Goran."

„Das weiß ich inzwischen auch,  
weil ich mich deines Namens erinnerte",  
erwiderte der Loower. „Aber  
ich habe dich nicht wiedererkannt."  
„Das muß ich dir wohl glauben",  
sagte Jennifer. „Aber mich stört daran,  
daß du keinerlei Erwähnung davon  
in unseren vertraulichen Gesprächen  
gemacht hast. Daraus muß  
ich schließen, daß diese Gespräche  
von deiner Seite doch nicht so vertraulich  
geführt wurden. Ich bin enttäuscht,  
Goran."

„Das tut mir leid, Jenny."  
Sie überging die Entschuldigung.  
„Es gibt noch weitere Punkte, die  
mich stutzig gemacht haben. So hast  
du unumwunden zugegeben, derjenige  
gewesen zu sein, der die Bugkapsel  
der THAMID abgesprengt  
hat. Du sagtest auch, daß du derjenige  
seist, der beim Bau der Neunturmanlage  
den Unfall verursacht  
hat. Aber zu beiden Ereignissen hast  
du nicht genauer Stellung bezogen,  
ja, du bagatellisiertest diese Vorfälle  
sogar. Dabei wissen wir von einem  
Ereignis definitiv, daß es schwerwiegende  
Folgen hatte. Ich spreche von  
der Absprengung des THAMID-Buges."  
„Ich habe doch freimütig erklärt,  
daß dieses Versagen mich meinen  
Posten kostete und ich deshalb zum  
Turmbau abgestellt wurde", sagte  
Goran-Vran.

„Aber du hast uns verschwiegen,  
daß in der Bugkanzel der THAMID  
eine parapsychisch begabte Macht  
untergebracht war“, hieß Jennifer  
ihm vor. „Es war dieselbe Macht, die  
unsere Delegation beim Betreten  
und Verlassen der THAMID mit

58 PERRY RHODAN

Suggestivimpulsen überschwemmte.

Durch eine Bemerkung Fanzan-  
Prans, die ich trotz ihrer entelechischen  
Verschlüsselung verstand, erfuhr  
ich bei einem Besuch auf dem  
Mars, daß die Sprengung des Bugs  
der THAMID mit der Vernichtung  
der parapsychischen Macht gleichzusetzen  
sei. Und er sagte rundheraus,  
daß du, Goran, dafür verantwortlich  
zu machen seist. Hast du  
den Bug der TAMID in der Absicht  
abgesprengt, diese PSI-Macht zu  
vernichten?“

„Ich erinnere mich nicht mehr“,  
sagte Goran-Vran. „Seit meinem  
Unfall habe ich gelegentlich Gedächtnislücken.“

„Und zwar immer dann, wenn es  
dir gerade in den Kram paßt“, sagte  
Jennifer enttäuscht. „Du lügst bewußt,  
Goran, und du tust das nicht  
einmal sehr geschickt. Das mit den  
Erinnerungslücken nehme ich dir  
nicht ab. Wir haben dein Psychogramm  
erstellt, und das ist völlig  
normal.“

Goran-Vran wirkte erstaunt.

„Soll das heißen, ihr habt herausgefunden,  
daß ich ein ganz normaler  
Loower bin?“ fragte er und ließ die  
Luft seiner Sprechblase pfeifend  
entweichen, was Jennifer als Zeichen  
der Erleichterung wertete.

„Und ich habe schon geglaubt, daß  
etwas mit mir nicht stimmt. Ich  
fürchtete schon um mich, weil ich  
meine Orientierung verlor und nicht  
mehr zur Neunturmanlage zurückfand.“

„Unserer Ansicht nach bist du ein  
ganz normaler Loower“, sagte Jennifer  
bestätigend. „Du wirkst nur nicht  
so schizoid und zwiespältig wie deine  
Artgenossen, sondern bist geradliniger.  
Aber das mag darauf zurückzuführen  
sein, daß man dich im Umgang

mit Menschen besonders geschult  
hat. Ich kann dir bestätigen,  
daß du deiner Aufgabe vollauf gerecht  
geworden bist und es beinahe geschafft  
hättest, mich zu täuschen,  
Goran."

„Was soll das bedeuten, Jenny?“  
fragte der Loower. „Was willst du  
nun damit wieder sagen?“  
Die Tür ging auf, und Ronald Tekener  
erschien wie auf ein verabredetes  
Zeichen. Tatsächlich hatte er  
mit seinem Auftritt auf diese Gelegenheit  
gewartet.

„Deine Zeit ist um, Jenny“, sagte er.  
„Ich habe dir die Chance für ein vertrauliches  
Gespräch mit deinem

Schützling gegeben.“ Mit unverhohlen  
scheinendem Spott fügte er hinzu:

„Hattest du sie wenigstens nützen  
können?“

Sie schüttelte den Kopf und sagte  
bedauernd zu dem Loower:  
„Schade, daß du die Gelegenheit  
nicht wahrgenommen hast, mir die  
volle Wahrheit zu sagen, Goran. Nun  
kann ich dir nicht mehr helfen, du  
gehörst Tek.“

Ohne ein weiteres Wort drehte sie  
sich um und verließ den Raum.

„Was soll das?“ fragte Goran-Vran.

„Was hat sie nur?“

„Sie ist enttäuscht von dir, Goran“,  
sagte Tekener und schwang sich rittlings  
auf einen der beiden Sessel. „Sie  
hat sehr viel von dir gehalten, aber  
ich habe ihr gleich gesagt, daß du ein  
falscher Heiliger bist. Jetzt hat auch  
sie die Wahrheit über dich erkennen  
müssen.“

„Welche Wahrheit?“ fragte der  
Loower scheinbar irritiert.

„Gib dir keine Mühe, Goran. Das  
Spiel ist aus.“

„Willst du mir das nicht näher erklären,  
Tek?“

„Liebend gerne.“ Ronald Tekener  
verzog sein Narbengesicht zu einem  
Grinsen, das dem Loower inzwischen

*Die Zweidenker 59*

sattsam bekannt war und das ihn  
nichts Gutes ahnen ließ. „Ich war  
von allem Anfang an der Meinung,  
daß dein Auftauchen in der Marskolonie  
nicht zufällig geschah. Für

meinen Geschmack ging alles zu  
glatt und komplikationslos. Du  
warst auf einmal da, hast dich anstandslos  
gefangennehmen lassen,  
ohne zu protestieren und ohne ein  
einziges Mal zu begehren, zu deinem  
Volk zurückgebracht zu werden. Das  
erweckte sofort in mir den Verdacht,  
daß du dich uns absichtlich in die  
Hände gespielt hast."

„Einen Moment, Tek“, sagte Goran-  
Vran und hob beide Tentakel in  
einer fast menschlich anmutenden  
Beschwichtigungsgeste. „Du kannst  
doch nicht im Ernst meinen, daß ich  
mich freiwillig dem Mob ausgeliefert  
und eine Lynchjustiz riskiert habe.“

„Damit habt ihr Loower natürlich  
nicht gerechnet“, sagte Tekener. „Ihr  
lebt im Kollektiv, einer für alle, alle  
für einen. Ihr habt uns ja auch nicht  
geglaubt, daß es einen Abtrünnigen  
wie Boyt Margor geben könnte, der  
aus der Reihe tanzt und ein so begehrtes  
Objekt wie das Auge an sich  
nehmen könnte und sich dazu noch  
weigert, es wieder herauszugeben.  
Ergo wäret ihr nie auf die Idee gekommen,  
eine aufgebrachte Volksmenge  
könnte sich gegen den Willen  
der Regierung gegen einen Loower  
wenden.“

„Immerhin wissen wir, daß das  
terranische Volk nicht unbedingt die  
gleiche Meinung von uns hat, die der  
Erste Terraner gegenüber Hergo-  
Zovran vertreten hat“, hielt Goran-  
Vran dagegen. „Wir sind uns dessen  
durchaus bewußt, daß die Terraner  
uns nicht gerade lieben.“

„Aber ihr glaubtet auch sicher zu  
sein, daß sich kein Terraner an einem  
Loower vergreifen würde“, sagte  
Tekener. „Ihr hieltet das Volk für  
so vernünftig und rational denkend,  
daß es nicht durch irgende welche Ausschreitungen  
Repressalien provozieren  
würde. Tatsächlich gab es einige  
Besonnene, und denen verdankst du  
es, daß du am Leben bist, Goran, und  
daß du deine Spionagetätigkeit  
überhaupt durchführen kannst.“

„Du ziehest ganz falsche Schlüsse,  
Tek!“

„Ach, wirklich? Warum kümmern

sich deine Artgenossen denn nicht um dein Verschwinden? Bisher hat noch niemand bei uns angefragt, ob uns nicht ein verirrter Loower zugelaufen ist. Oder vermißt man dich nicht?"

„Da ihr meine Ergreifung nicht gemeldet habt, wird der Türmer glauben, daß ich in der Marswüste verschollen bin.“

„Das könnte ich zur Not noch gelten lassen, wenn ich ein leichtgläubiger Mensch wäre“, sagte Tekener.

.Aber wie steht es mit dir selbst?  
Warum hast du nie den Wunsch geäußert, zu deinem Volk zurückgebracht zu werden?"

„Ich war neugierig“, antwortete Goran-Vran. „Es interessiert mich, zu erfahren, wie das Zusammenleben mit Terranern vor sich gehen könnte. Aber unter diesen Umständen verzichte ich darauf. Ich verlange, auf der Stelle freigelassen und zum Mars zurückgebracht zu werden.“  
Tekener erhob sich.

„Das hätte ich schon viel früher zu hören erwartet“, sagte er. „Aber jetzt entspricht dieser Wunsch nicht deiner Überzeugung, sondern der Befürchtung, daß wir deine Mission zunichte machen könnten. Was für einen Auftrag hast du eigentlich?"

„Ich sage überhaupt nichts mehr!  
Ich verlange meine Freilassung.“

#### **60 PERRY RHODAN**

„Ich fürchte, so einfach ist das nicht“, sagte Tekener und wandte sich zur Tür. „Wir müssen uns noch sehr gut überlegen, was mit dir zu geschehen hat, Goran.“

Damit ging er.

*Baya' 15.11.3586*

Die erste Hürde war genommen.  
Lank-Grohan hatte Haman Gheröls Aggressionen abgebaut und auch die beiden anderen Familienmitglieder soweit gebracht, daß sie ihre Furcht ablegten.  
Aber das war erst die Vorarbeit.  
Der nächste Schritt war, den Terranern die Grundbegriffe des entelechischen Denkens beizubringen. Und das war ungleich schwieriger.

Inzwischen hatte er den Terranern  
die Freiheit gegeben, ihren Wohnsektor  
zu verlassen und sich ungehindert  
im Westturm zu bewegen.  
Sie bekamen jeder einen Helk zur  
Verfügung gestellt, der sie überallhin  
begleitete, sie weniger bewachen  
als auf ihre Wünsche eingehen sollte.  
Aldina und Kerinnja fanden großen  
Gefallen daran, sich vom Helk  
bedienen zu lassen. Haman nützte  
seinen robotischen Begleiter hauptsächlich  
als Dialogpartner. Das war  
für Lank-Grohans Arbeit besonders  
nützlich, denn allein durch die Analyse  
der Fragen bekam er viel neues  
Wissen über die Terraner. Aber allein  
dieses Wissen reichte nicht aus,  
die Mentalität der Menschen besser  
zu verstehen. Und die Antworten, die  
Haman Gheröl bekam, reichten nicht  
für ein besseres Verständnis der  
Entelechie.  
Dabei waren seine Fragen nicht  
dumm - aber leider oft unbeantwortbar.  
Was sollte man darauf sagen,  
wenn er wissen wollte, ob die  
Loower nur erschaffen worden waren,  
um eine bestimmte Aufgabe im  
Kosmos zu erfüllen und ein Ziel zu  
erreichen, oder ob sie sich ihre Bestimmung  
selbst gesucht hatten?  
Darauf gab es einfach keine Antwort,  
weil sich noch kein Loower mit  
dieser Frage beschäftigt hatte, außer  
vielleicht einmal ein Türmer, der  
nach der Quellmeisterwürde strebte,  
oder ein Quellmeister selbst.  
Solche Fragen zeigten zwar die  
Wissensbegierde der Menschen und  
deckten gleichzeitig auch ihre Naivität  
im entelechischen Denken auf,  
aber sie brachten nicht weiter. Die  
Entelechie konnte nur, -jemand verstehen,  
der an sie glaubte, ohne sie  
erforschen und analysieren zu wollen.  
Der sie abgegeben hinnahm und  
von dieser unerklärlichen Kraft erfüllt  
wurde.  
Entelechie sprach für sich selbst,  
sie konnte nicht erklärt werden. Zum mindesten  
führten Erklärungen nicht  
zu einem besseren Verständnis des

entelechischen Denkens.

Und dahin mußte Lank-Grohan  
die terranischen Testpersonen bringen:  
daß sie die Entelechie akzeptierten.  
Das war jedoch eine schwere  
Arbeit.

Kerinnja, Aldjna und Haman, diese  
drei Familienmitglieder, die überhaupt  
für eine entelechische Schulung  
in Frage kamen, waren bis jetzt  
noch um keinen Schritt weiter. Baya  
war für Lank-Grohan indiskutabel.  
Sie war noch zu unreif. Denn obwohl  
Menschen sich in ihrer Gesamtheit  
rascher weiterentwickelten als die  
Loower, ging die Entwicklung ihrer  
Kinder ebenso langsam wie die der  
Loowernachkommen vor sich. Der  
Reifeprozeß spielte sich wahrscheinlich  
sogar noch in viel komplizierte-

*Die Zweidenker 61*  
rer Weise ab und wurde natürlich  
durch den Einfluß der Eltern auf ihre  
Kinder gehemmt.

Baya jedenfalls stand für Lank-  
Grohan überhaupt nicht zur Debatte.  
Er hatte es nicht einmal der Mühe  
wert gefunden, ihr ein Helk beizustellen,  
und sie hatte auch gar nicht  
nach einem solchen „Spielgefährten“  
verlangt.

Doch an diesem Tage mußte  
Lank-Grohan seine Meinung schlagartig  
ändern.

Der Wissenschaftler für nonentelechische  
Psychologie kam gerade  
von einer Sitzung mit Haman und  
war entsprechend deprimiert. Er  
war nach diesem enttäuschenden  
Gespräch in seinem Tiefenbewußtsein  
zu der Überzeugung gekommen,  
daß der Terraner nie in der Lage sein  
würde, das entelechische Denken zu  
begreifen.

Aldina und Kerinnja waren seine  
letzte Hoffnung, denn immerhin waren  
die terranischen Frauen in ihrer  
Denkweise weniger der Ratio unterworfen  
und gaben eher dem Gefühl  
nach, was in diesem Fall ein positiver  
Aspekt war. Dennoch hatte sich auch  
bei ihnen noch kein Erfolg eingestellt.  
Lank-Grohan war nahe daran, das  
Experiment einfach abzubrechen,  
als Baya seinen Weg kreuzte. Das

kleine, stille Mädchen, das nicht nur unscheinbar und unaufdringlich war, sondern geradezu krankhaft darum bemüht, jedermann auszuweichen und einem Kontakt zu entgehen, stand plötzlich vor ihm.

„Oh!“ machte sie, und Lank-Grohans auf die terranische Sprache programmierte Körperplatte identifizierte das als Überraschungslaut.

„Habe ich dich erschreckt, kleine Terranerin?“ fragte Lank-Grohan aus Höflichkeit.

„Warum nennst du mich eigentlich nicht beim Namen?“ wollte das Mädchen wissen. „Du nennst alle anderen beim Namen, sagst zu Vater nicht „dicker Lotsen-Kontakter und zu Mutter nicht *terranisches Mütterchen* und zu meiner Schwester nicht *Sternenfräulein*. Aber ich bin deine *kleine Terranerin*.“

„Wieso weißt du, wie ich die anderen anspreche?“ fragte Lank-Grohan.

„Du bist doch bei unseren Gesprächen nicht dabei.“

„Doch, ich bin dabei“, sagte Baya.

„Ich bin immer da, nur kann ich mich ganz klein machen, so daß mich niemand sieht. Das habe ich schon immer getan. Auch zu Hause.“

„Wirklich? Warum?“

„Es macht Spaß.“

„Nur deshalb machst du dich so klein?“

„Naja, es beachtet mich sowieso keiner. Außerdem erfahre ich viel mehr, wenn ich mithöre. Zu mir würde man gewisse Sachen nicht sagen, weil ich sie ohnehin nicht verstehne. So glaubt man jedenfalls.“

„Aber du verstehst?“

„Nicht alles. Aber manches. So, jetzt will ich dich nicht länger aufhalten. Ich weiß, daß du viel zu tun hast. Ich wollte dich nur bitten, mich auch beim Namen zu nennen.“

„Nicht so hastig, kleine ... Baya. Ich möchte dich etwas fragen.“

Das Mädchen wollte schon davoneilen, drehte sich aber um.

„Du willst mit mir sprechen?“ fragte sie erstaunt. „Ist deine Zeit dafür nicht zu kostbar?“

„Mach dir darüber keine Sorgen“, sagte Lank-Grohan, der erstaunt war über die Sprechfertigkeit des kleinen Mädchens. Von ihrem Vater wußte er, daß sie geistig etwas nachhinkte, und er hatte ihm das unge-

62 PERRY RHODAN

prüft geglaubt. Baya war für ihn nur Ballast.

„Was weißt du denn über meine Arbeit?“ fragte er.

„Ich beneide dich nicht darum“, meinte Baya. „Ich finde es zum Verzweifeln, wie du Vater ständig etwas zu erklären versuchst, aber dafür nicht die richtigen Worte findest. Wenn ich dir zuhöre, tust du mir richtig leid. Manchmal hat es mich schon gejuckt, mich einzumischen und dir zum Trost zu sagen, daß wenigstens ich dich verstehe. Aber das gehört sich nicht. Vorlaut sein ist eine der größten Untugenden bei kleinen Mädchen. Ich weiß, was sich gehört.“

„Du scheinst gut erzogen zu sein, Baya“, sagte Lank-Grohan.

„Vater braucht mich nie zu tadeln“, sagte sie stolz. „Vater braucht mir nie zu sagen, was ich tun und lassen soll, ich weiß das von selbst. Wenn er trotzdem mal ein böses Wort zu mir sagt, dann weiß ich ja, woher das kommt. Er hat es nicht leicht.“

„Wenn du so rücksichtsvoll deinem Vater gegenüber bist, dann hat dich vermutlich deine Mutter in diesem Sinn erzogen“, meinte Lank-Grohan. Darauf antwortete Baya nichts.

Sie wirkte auf einmal verstockt.

„Was bedrückt dich denn?“ forschte Lank-Grohan, dessen Interesse an dem Mädchen geweckt war. Ihr Verhalten entsprach gar nicht seinen Vorstellungen von einem geistig zurückgebliebenen Kind. Er fand, daß sie geistig sogar sehr rege war - und auch gar nicht so verschreckt, wie es den Anschein hatte. „Irgend etwas scheint dir an meinen Fragen mißfallen zu haben, daß du plötzlich schweigst. Was ist es?“

„Ich will dich nicht belästigen,

Lank. Darf ich wie die anderen dich so nennen?"

„Selbstverständlich. Du könntest ruhig noch vertraulicher mit mir werden.“

„Das was du über Erziehung gesagt hast...“ begann Baya und unterbrach sich. „Ich weiß natürlich, was du damit meinst. Ich glaube, ich bin wohlerzogen. Aber das, habe ich mir von Kerinnja abgeschaut. Ich höre zu, wenn Vater oder Mutter ihr sagen, was gut und richtig ist, und halte mich daran. Meine Eltern haben nicht die Zeit, sich um uns beide gleichermaßen zu kümmern. Einer muß eben zurückstehen.“

„Wenn ich dich recht verstehе, dann sorgst du für dich selbst“, sagte Lank-Grohan.

„Verstehe mich nicht falsch, ich will mich nicht über mangelnde Obhut beschweren“, sagte Baya. „Es geht mir gut, ich bin zufrieden, wie es ist.“

Lank-Grohan traute seinem Gehör nicht. War das ein terranisches Kind, das da zu ihm sprach? Und dazu noch ein angeblich in seiner Entwicklung zurückgebliebenes? Von den anderen Terranern, die er viel höher eingeschätzt hatte, hatte er so kluge Worte noch nie so einfach und treffend formuliert gehört. Baya war eine Entdeckung für ihn.

„Würdest du bitte noch einmal wiederholen, was du über meine Arbeit gesagt hast?“ fragte er.

„Aber davon verstehе ich doch nichts.“

„Vorhin hast du aber das Gegenteil behauptet“, erinnerte der Loower sie.

„Sagtest du nicht, daß du verstehen konntest, was ich deinem Vater oder den beiden Frauen verständlich zu machen versuche? Und daß es dich - wie sagtest du noch?“

„Juckte“, half sie ihm aus. „Es kribbelte mir förmlich auf der Zunge, mich einzumischen. Aber das ist natürlich Unsinn. Ich habe zwar verstanden,

was du sagtest, ich wußte,  
was du wolltest, aber es ausdrücken,  
in Worte fassen, hätte ich nicht gekonnt.  
Dafür bin ich nicht klug genug."  
„Du verwechselst das mit Bildung,  
Baya", sagte er.  
„Das ist dasselbe. Wer nicht gebildet  
ist, der ist dumm", sagte Baya altklug  
und bewies damit, daß sie nicht  
nur Positives aufgeschnappt hatte.  
„Es gibt auch einen anderen Blickpunkt,  
von dem aus gesehen Bildung  
verderblich wirken kann", sagte  
Lank-Grohan. „Und für manche Situationen  
ist auch eine strenge Erziehung  
unerwünscht. Du ahnst  
wahrscheinlich gar nicht, was für ein  
Glück es für mich ist, daß du völlig  
unbelastet bist. Dadurch, daß du frei  
aufgewachsen bist, hast du eine natürliche  
entelechische Begabung."  
„Das ist das Wort, das ich mir nicht  
merken konnte", rief Baya aus. „Es  
muß schön sein, entelechisch zu leben."  
„Du kannst es erlernen"  
„Meinst du das wirklich, oder willst  
du mich nur verulken?"  
„Hast du noch nicht bemerkt, daß  
wir Loower immer das meinen, was  
wir sagen?"  
„Ja, richtig, ihr versteht keinen  
Spaß."  
„Das hat auch sein Gutes. Und es  
ist nicht der gravierendste Unterschied  
zu den Menschen."  
Der gedrungen wirkende Loower  
und das kleine Mädchen gingen Seite  
an Seite durch die Gänge des Trümmerturms.  
Für eine ganze Weile  
herrschte Schweigen zwischen ihnen.  
Schließlich sagte Goran-Vran  
hoffnungsvoll:  
„Aber ich denke, mit deiner Hilfe  
werden wir diesen Unterschied ausmerzen  
und vielleicht eine Brücke  
über die Kluft schlagen können, die  
unsere beiden Völker einstweilen  
noch voneinander trennt."  
*Während sich die Konflikte zwischen den Terranern und den ins Solsystem eingedrungenen Loowern weiter zuspitzen, suchen die Verantwortlichen auf beiden Seiten fieberhaft nach Möglichkeiten zur Verständigung, Wie es weitergeht mit den Menschen und den Loowern, das berichtet Ernst Vlcek im nächsten Perry-Rhodan-Band. Der Roman trägt den*

*Titel:*

## DAS MÄDCHEN UND DIE LOOWER ENDE

**PERRY RHODAN** 2. Auflage - erscheint wöchentlich im Verlag Arthur Moewig GmbH, Rastatt. Redaktion: Fabel Verlag GmbH. Postfach 1780, 7550 Rastatt. Druck und Vertrieb: Erich Pabel Verlag GmbH, 7550 Rastatt. Anzeigenleitung: Verlagsgruppe Pabel-Moewig, Pabelhaus, 7550 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rolf Meibecker. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 4. Verkaufspreis inkl. gesetzt. MwSt. Unsere Romanserien dürfen in Leihbüchereien nicht verliehen und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden: der Wiederverkauf ist verboten. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Niederalm 300, A-5081 Anif Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Lesezirkeln nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskriptsendungen wird keine Gewähr übernommen. Einzelheft-Nachbestellungen sind zu richten an: PV Buchversand, Postfach 51 03 31, 7500 Karlsruhe 51. Lieferung erfolgt bei Vorauskasse zzgl. DM 3,- Porto- und Verpackungskostenanteil auf Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 85234-751 oder per Nachnahme zum Verkaufspreis zzgl. Porto- und Verpackungskostenanteil. Ab DM 40,- Bestellwert erfolgt Lieferung portofrei und verpackungskostenfrei. Abonnement-Bestellungen sind zu richten an: PABEL VERLAG GmbH, Postfach 1780, 7550 Rastatt. Lieferung erfolgt zum Verkaufspreis plus ortsüblicher Zustellgebühr. Printed in Germany. Mai 1983

# Der Perry-Rhodan-Computer Die Geheimnisse des Auges

Der Kreis hat sich geschlossen. Die abenteuerlichen Vermutungen, zu denen jeder sich angeregt fühlte, als bekannt wurde, daß an zwei 200 000 000 Lichtjahre voneinander entfernten Orten gleichzeitig und scheinbar unabhängig nach einem Gegenstand gesucht wurde, der schlechthin „das Auge“ hieß, sind Wahrheit geworden. Es waren die Trümmerleute, die sich selbst Loower nennen, die vor unvorstellbar langer Zeit das linke Auge des Roboters Laire geraubt und — welch unglaublicher Zufall! — ausgerechnet auf der Erde verborgen haben. Das Auge befindet sich in den Händen des Heimückers Boyt Margor, der die geheimnisvollen Fähigkeiten des kostbaren Geräts für seine Zwecke ausnützt und sich langsam aber sicher in eine Position manövriert, aus der er sowohl den Terranern, als auch den Lopfern eine lange Nase wird drehen können. Man weiß aus Laires Lebensgeschichte, daß dieses — nämlich das linke — jenes Auge war, mit dem er in den Bereich jenseits der Materiequelle sehen konnte. Es ist unklar, wie man den Ausdruck „sehen“ in diesem Zusammenhang interpretieren soll.

Boyt Margor hat mit Hilfe des Auges in die Vergangenheit und in weit entfernte Räume geblickt. Das Auge vermittelte ihm einen optischen Eindruck von Dingen und Vorgängen, die normalerweise unsichtbar sind. Ob Laires Sehen identisch ist mit dem Sehen, wie der Mensch es versteht, bleibt vorerst dahingestellt. Wer über das Auge spricht, ist wahrscheinlich gut beraten, es ein Wahrnehmungsgerät oder noch allgemeiner ein Instrument der Kommunikation zu nennen.

Verschiedene Charakteristiken des Auges geben zu denken. Man muß, wenn man Boyt Margor beobachtet, unweigerlich zu dem Schluß kommen, daß die wunderbaren Fähigkeiten des Auges, die er eine nach dem ändern entdeckt und für seine Zwecke mißbraucht, von dem ursprünglichen Hersteller des Auges in das Gerät hineingelegt worden sind. Boyt Margors Erfolge sind keine Zufallsereignisse: es gelingt ihm, Hyperraumnischen zu erzeugen, weil das Einrichten solcher Nischen in der Tat eine der Funktionen ist, mit denen das Auge ursprünglich ausgestattet wurde.

Die Frage, was Laire mit einer solchen Nische nach dem Willen seiner Erbauer hätte anfangen sollen, bleibt unbeantwortet. Wie man an Margor sieht, sind Hyperraumnischen handliche Dinger. Man kann sie benützen, um sich seinen Verfolgern zu entziehen. Vielleicht wollten die Herrscher jenseits der Materiequelle ihrem kostbaren Roboter zusätzliche Sicherheit auf den Weg geben. Vielleicht war das Auge auch dazu da, eine Hyperraumniche einzurichten, in der die PAN-THAU-RA untergebracht werden konnte. Die seltsame Lage, in der das Sporenschiff sich dieser Tage befindet, ließe sich dann damit erklären, daß Laire versuchte, aus eigener Kraft zu vollbringen, wozu er nur mit Hilfe des linken Auges in der Lage war. Der Versuch mißlang dementsprechend:

Die PAN-THAU-RA ragt mit einem Dreizehntel  
in den Einstein-Raum.

**Solche** Überlegungen sind interessant. Aber das wahre Geheimnis des Auges ist ein ganz anderes — und zwar eines, das erheblich zu denken gibt. Boyt Margor ist in der Lage, die Fähigkeiten des Auges zu aktivieren, weil er ein Mutant ist. In seinem Bewußtsein gibt es, wie bereits festgestellt, einen hypermechanischen Oszillatoren, der unter gewissen Bedingungen mit einem Mechanismus gleicher Art im Innern des Auges in Resonanz gebracht werden kann. Wenn diese Resonanz entsteht, dann erwachen die mehr oder weniger wunderbaren Fähigkeiten des Auges. Ohne die Resonanz, die Boyt Margor die Psionische Vielzweck-Resonanz, PVR, nennt, ist das Auge ein toter Gegenstand.

Das Auge befand steh aber ursprünglich im Schädel eines Roboters! Man mag über die Robotertechnik der Herrscher jenseits der Materiequelle noch so hoch denken, es scheint trotzdem schwer vorstellbar, daß sie einer Maschine psionische Fähigkeiten haben einverleiben können. Die terranische Wissenschaft ist fest davon überzeugt, daß psionische Begabung ganz eindeutig und unentzweifbar mit einem organischen Bewußtsein verknüpft ist. Da Laire aber kein organisches Bewußtsein besitzt, wie hätte er die Fähigkeiten des Auges nützen können?

Es gibt an sich nur eine vernünftige Antwort auf diese Frage. Es war nicht Laire selbst, der das Auge nützte, sondern es waren die Unbekannten jenseits der Materiequelle. Laire traf die Entscheidung, ob es an der Zeit war, sich in eine Hyperraumniche zurückzuziehen oder die PAN-THAU-RA in einer solchen zu bergen, nicht aus eigener Kraft, sondern die Entscheidung wurde von seinen Herstellern für ihn getroffen. Oder wenigstens hätte es so sein sollen, wenn nicht die Loover dazwischen gekommen wären und ihm das Auge abgenommen hätten.

Es paßt zu dem Bild, das man sich zweihundert Millionen Lichtjahre von Terra entfernt von Laire macht, daß sich seine Hersteller diesen Handlungsspielraum vorbehalten würden. Laire besitzt ungeheures Wissen, das sich jedoch zumeist auf technische Dinge erstreckt. Was aber herkömmliche Intelligenz oder auch nur Schläue angeht, so ist er ziemlich unbedarft. Das muß nicht unbedingt auf die Robotertechnik der unbekannten reflektieren. Es kann so beabsichtigt gewesen sein. Die Fremden jenseits der Materiequelle legten Wert darauf, daß Laire nicht allzu selbstständig wurde.

Damit ergibt sich die Vermutung, daß das Auge nicht nur Laire in die Lage versetzte, in die Gegend jenseits der Materiequelle zu blicken, sondern auch seinen Herren die Möglichkeit gab, ihn zu erreichen. Boyt Margor spielt mit einem Mechanismus des Auges, der ursprünglich der Benutzung durch die Herrscher auf der anderen Seite der Materiequelle vorbehalten war. Vorausgesetzt, daß diese Herrscher in der Zwischenzeit nicht den Weg des Sterblichen gegangen sind, könnte man sich vorstellen, daß Margor bei einem seiner Experimente plötzlich auf eines der Bewußtseine trifft, die von jenseits der Quelle auf das Auge einwirken.

ENDE